
LINKSKURVE

4. Jahrgang / Nummer 11/12 / Nov./Dez. 1932

SEELE UND BROTAUFSTRICH

Bk. – Im Juliheft der „Tat“ ist ein Aufsatz der geistigen Krise der Geistesarbeiter gewidmet. Wir erfahren aus diesem Aufsatz, daß es in Deutschland 462.662 arbeitslose Privatangestellte gibt, 30.000–70.000 arbeitslose Akademiker, daß im Jahre 1934 auf 350.000 Akademiker rund 100.000 Arbeitslose kommen werden. Die „Tat“ gehört heute zur theoretischen Feldzeugmeisterei des Herrn von Schleicher, – sie hat es fürwahr weit gebracht – desselben Generals, den die deutsche Bourgeoisie auserkoren hat, die richtige Synthese von „Volk“, Bajonetten und Reichspräsidentenwürde – „Volks-wille“, „potestas“ (Macht). und „auctoritas“ (Autorität), nach der mystischen Terminologie der Herrn von Zehrer und Fried, zu finden. Es ist aufschlußreich, zu erfahren, welche Maßnahmen diese Herrn Doktoren mil. c. (militari causa) zur Lösung der Krise der Geistesarbeiter vorzuschlagen haben. Keine. Fast keine – geht es um realisierbare. Schon mehrere, handelt es sich um Nebuloses, Ungreifbares. Da heißt es:

„... die seelische Verarmung bringt den Menschen den Unterschied zwischen Intellekt-Seele immer deutlicher zum Bewußtsein. Immer dringlicher wird das Verlangen, daß an die Stelle der ‚toten Wissenschaft‘ die ‚lebende Wissenschaft‘ (Othmar Spann), daß an die Stelle des intellektuellen Erkennens das intuitive Erleben trete.“

Das Rezept ist nicht neu. Es ist das Rezept des verfaulenden Kapitalismus, der das Versagen *seiner* Wissenschaft mit dem der Wissenschaft *überhaupt* identifiziert. Und wenn der Autor für den „anbahnenden Kulturumbruch“ die Worte des Kardinals von Faulhaber „die Seele der Kultur ist die Kultur der Seele“ gebraucht, so ist dieser Auswegslosigkeit eines Kreises einst sich „revolutionär“ gebärdender Kleinbürger, so ist der sich „anbahnende Kulturumbruch“ genügend gekennzeichnet.

Aber, nicht nur dieser Ausweg soll seelisch sein, auch der Hunger der 7 Millionen Erwerbslosen, von denen eine halbe Million zu den Intellektuellen und Angestellten gehören, soll auf diesen bequemen Generalnenner gebracht werden.

„Es geht eine tiefe Seelennot durch Deutschland“ – – erklärt der Reichsinnenminister von Gayl anläßlich der Gustav-Adolf-Feier –, „nicht alles strebt nach Verbesserung der materiellen Lage, sondern fast mehr noch nach einem Leben in lebendigem Glauben.“

Und, ganz in diesem Zeichen, werden die neuen kulturpolitischen Richtlinien des Rundfunks mit dem Satz eingeleitet: „Das deutsche Volk ist ein christliches Volk“.

Ein neues christliches Zeitalter soll dem deutschen Volk beschieden werden. Die zweite Reformation, wie man sich im Tat-Kreis ausdrückt oder, was im Grunde dasselbe ist, eine „neue Zeit deutscher Mystik“, wie sie Rosenberg in seinem „Mythos des 20. Jahrhunderts“ bezeichnet, die Mystik „des Blutes und der Mythos der freien Seele“. * Christentum, Reformation, „deutsche Mystik“, das [2:] sind alles nur Abarten eines Versagens, die exakten Denkresultate einer jahrtausend alten Entwicklung in der Praxis anzuwenden. Sind Versuche einer ideologischen Gegenoffensive gegen das dialektisch materialistische Denken, das im Begriff steht, die Mittelschichten zu ergreifen. Sind magische Formeln, mit denen man die Intellektuellen beschwört, damit sie in der entscheidenden Schlacht zwischen Kapital und Arbeit – entgegen ihren wahren Interessen – Landsknechtsarbeit für die Erhaltung des ersten leisten.

Die „Seele der Kultur“ sei nicht zu retten, bevor nicht die „Kultur der Seele“ gerettet ist, behaupten die Herrn von Gayl und Rosenberg. Und wie lebt derweil der „Körper der Kultur“, als da sind die 500.000 erwerbslosen und die 4½ Millionen in Arbeit stehenden Angestellten und Intellektuellen, die heute wirtschaftlich proletarisiert werden?

* Daß dieser rassenbiologische Blutmythos bloß für einen oberflächlichen Beschauer im Widerspruch zum Christentum kapitalistischer Provenienz steht, beweisen unter vielem anderen die neuerdings eingeführten Standartenpfarrer der SA und SS. Einer von diesen, der Pastor Fuchs, steht im schweidnitzer Bombenlegerprozeß unter dem Verdacht der Begünstigung an der Flucht eines der Bombenleger.

Denn Seele läßt sich nicht als Brotaufstrich verwenden, ja, nicht einmal das trockene Brot kann sie ersetzen.

Da – das soll nicht verheimlicht werden – gibt es, auf dem Gebiet des Brotes und des Brotaufstrichs, der Wirtschaft, verschiedene Pläne. Einjahrspläne, Fünfjahrpläne, Zehnjahrpläne – der sozialistische Aufstieg eines 150-Millionenvolkes hat es den kapitalistischen Plänemachern angetan. Bloß im Kabinett des Reichsbankdirektor Herrn Luther liegen 1000 (ein Tausend) detaillierte Pläne zur Behebung der Krise allein durch Währungsmaßnahmen vor. Wie ganz richtig Plechanow schon vor 40 Jahren bemerkte: „Die am meisten charakteristische Eigentümlichkeit unserer Zeit ist der Umstand, daß nicht die Sozialisten, sondern ihre Gegner als Utopisten auftreten.“*

Tausend Pläne, tausend Utopien. Utopien ist vielleicht ein zu schönes Wort für diese Versuche, mit denen eine enge Parasitenschicht ihre Profite zu erhalten strebt. Einer dieser Pläne ist der des Herrn von Papen. Der „genialste“ aller Pläne, wie ihn der bürgerliche amerikanische Journalist und professionelle Optimist Knickerbocker in seinem neusten Buch „Kommt Europa hoch?“ bezeichnet:

„Von sämtlichen Plänen zur Bekämpfung der Krise in allen Ländern Europas ist der deutsche Entwurf der genialste. Wenn die deutsche Regierung ebenso glücklich wie erfinderisch ist, kann der deutsche Plan zur klassischen Lösung für Wirtschaftsdepressionen werden.“

Die deutsche Regierung des Herrn von Papen war „nicht so glücklich“ (auch eine exakte Formulierung eines bürgerlichen Wirtschaftstheoretikers!) Aber, schon melden sich die Erben, die Herrn von Papen überhaupt in die Regierungsfauteuils gehoben haben. „Das Papenprogramm kann keinen Erfolg haben“ – erklärt Gregor Strasser in einem Interview Mister Knickerbocker – „weil ...“ – es den Arbeitern und Angestellten den Lohn kürzt und den Kapitalisten Milliardensteuergeschenke (2 Milliarden) zuschanzt? quatsch! – „weil die Menschen, die dahinter stehen, nicht daran glauben“, Die Nazis sind nämlich diejenigen, die daran glauben. Wie das in voller Konsequenz auch Knickerbocker festnagelt: Wir haben also hier eine Antwort auf die Frage: „Was würde geschehen, wenn die Nazis zur Macht kämen?“ Die Antwort lautet: „Es ist bereits geschehen.“

Was für die ½ Million erwerbsloser Intellektuelle und Angestellte bedeutet: Seele, – und Brotaufstrich – für die Kapitalisten. Der „genialste“ Plan der europäischen Bourgeoisie bleibt eine Utopie – wenn man mit ihm die Krise zu lösen versucht. Und auch für die Kapitalisten, die mit allen Mitteln versuchen, die Lasten der Krise auf das Proletariat der Hand- und Kopfarbeiter abzuwälzen, ist er nicht zur Realität geworden.

Es ist aus mit der kapitalistischen Stabilisierung, stellt das XII. Plenum des Exekutiv-Komitees der Kommunistischen Internationale fest. Es ist aus – nicht nur deswegen, weil in Deutschland 66 Prozent der Maschinen- und Hüttenindustrie stillliegen, und in den Vereinigten Staaten gar 78, es ist auch aus, weil die Sowjetunion nach Vollendung des ersten Fünfjahrplans zum zweiten schreitet, es ist aus, weil das Proletariat sich seiner Waffen besonnen hat. In Polen, in der Tschechoslowakei, in Frankreich, in England haben die Streiks Millionen von Arbeitern erfaßt und im gewissen Sinne den Charakter des Bürgerkriegs angenommen.

In Deutschland: 500 Streiks seit der Papenschen letzten Notverordnung, unter ihnen der Streik der 22.000 BVG-ler, der den Straßenbahnverkehr der Reichshauptstadt auf fünf Tage lahmlegte. Und sechs Millionen, die sich am 6. November zum Kommunismus bekannten. In Amerika – der Marsch der Invaliden auf Washington, in China ... – ja, im Sanatorium der Bourgeoisie, wo erschrockene Bürger sich bislang aufatmend zur Ruhe niederlassen konnten, in der Schweiz, in Genf, auch dort: Straßenkämpfe, Barrikaden, auch dort Soldaten, die ihren Offizieren zurufen: „Gebt uns Munition, wir werden es euch zeigen!“ und was sie unter „zeigen“ verstehen, mit dem Gesang der Internationale bekunden.

Die Erkenntnis, daß es auch für die geistigen Arbeiter bloß zwei Wege gibt, ist durch die Entwicklung der letzten Monate vielen klar geworden. Der eine führt zur Massenvernichtung von Konsumgütern

* G. Plechanow: Zum 60. Todestage Hegels. Neue Zeit. 10. Jahrg. Bd. 1.

(Kaffee, Baumwolle, Weizen), zur Niederhaltung jeder technischen Entwicklung –: amerikanische Ingenieure treten mit dem Vorschlag auf, Traktoren und Mähmaschinen durch Pflüge und Hacken zu ersetzen, bei uns in Deutschland ist ein Posten im „Aufbauprogramm“ der Papen-Regierung die Finanzierung der Zerstörung von 400.000 Tonnen Schiffskörper und in Frankreich bezeichnet der Radikale Caillaux in einem Vortrag den technischen Fortschritt als „Geißel der Menschheit“. Die kapitalistische Gesellschaft hat einen Punkt erreicht, da sie zum Hemmnis der Entwicklung der Produktivmittel, des wissenschaftlichen und kulturellen Fortschritts geworden ist. – Das ist der Weg des Faschismus.

Der andere Weg gibt unermessliche, nicht abzusteckende Perspektiven eines Aufschwungs. Er mündet in die klassenlose, kommunistische Gesellschaft.

Wenn Namen aus dem Lager bürgerlicher Intelligenz genannt werden sollen, die sich für diesen sozialistischen Ausweg entschieden haben: Bernhard Shaw in England, Theodor Dreiser in Amerika, Andre Gide in Frankreich.

„Ich – erklärt Gide – würde die Lust zum Leben verlieren, wenn der Kommunismus zur Niederlage verurteilt wäre.“

An uns ist es, seinen Sieg vorzubereiten.

...und was sagen Marx und Engels über Goethe?

Unser Goethe-Sonderheft (30 Pfg.) gibt Antwort.

[4:]

LENIN: „ÜBER DIALEKTIK“

Die hier abgedruckten Bemerkungen Lenins über wichtige Probleme der Dialektik haben wir seinen Studienheften über philosophische Fragen entnommen. Die wichtigsten Excerpte und Randglossen Lenins über Philosophie sind vor kurzer Zeit als Veröffentlichung des Marx-Engels-Lenin-Instituts in Moskau im Verlag für Literatur und Politik erschienen; herausgegeben und eingeleitet von O. Adoratski, übersetzt von M. Furschtschik. Das genaue und eindringliche Studium dieser Hefte ist für jeden, der sich über die Weltanschauungsfragen des dialektischen Materialismus Klarheit verschaffen will, insbesondere für jeden, der das Verhältnis des dialektischen Materialismus zu Idealismus und mechanischem Materialismus wirklich begreifen und diese philosophischen Strömungen wirklich und konkret überwinden will, unerlässlich. Wir bringen nachfolgend einige Auszüge aus diesen Arbeiten, betonen jedoch, daß solche Auszüge unmöglich auch nur ein angenähertes Bild von Reichtum und Tiefe der Studien selbst geben können. Diese müssen eben studiert werden. Wir hoffen jedoch, daß auch diese Auszüge in vielen unserer Leser das Bedürfnis erwecken werden, das Buch selbst durcharbeiten. Denn sie zeigen, daß die Art, wie Lenin an die Probleme herangeht, wie er sie stellt und löst uns sehr wesentlich dazu verhilft, in einer ganzen Reihe der für uns wichtigen und aktuellen Probleme auf schriftstellerischem Gebiet – Denken und Wirklichkeit, Frage des Erbes etc. – eine größere Klarheit, eine größere Folgerichtigkeit im Aneignen und Anwenden des dialektischen Materialismus zu erwerben, als es bis jetzt der Fall gewesen ist.

Hegel ist hier im Wesentlichen gegenüber Kant vollkommen im Recht. Dadurch, daß das Denken vom Konkreten zum Abstrakten aufsteigt, entfernt es sich – wenn es *richtig* ist, (NB. und Kant spricht, wie alle Philosophen, vom richtigen Denken) – nicht *von* der Wahrheit, sondern kommt ihr näher.

Die Abstraktion der *Materie*, des *Naturgesetzes*, die Abstraktion des *Wertes*, usw., mit einem Worte *alle* wissenschaftlichen (richtigen, ernst zu nehmenden, nicht unsinnigen) Abstraktionen spiegeln die Natur tiefer, getreuer, *vollständiger* wider. Vom lebendigen Anschauen zum abstrakten Denken *und von diesem* zur Praxis – das ist der dialektische Weg der Erkenntnis der *Wahrheit*, der Erkenntnis der objektiven Realität. Kant setzt das Wissen herab, um dem Glauben Platz zu machen: Hegel erhöht das Wissen, betuernd, daß das Wissen von Gott sei. Der Materialist erhöht das Wissen von der Materie, von der Natur und wirft Gott mitsamt dem ihn verteidigenden Philosophenpack in die Mistgrube.

Der *Wert* ist eine Kategorie, die „des Stoffes der Sinnlichkeit entbehrt“, aber sie ist *wahrer* als das Gesetz von Nachfrage und Angebot.

„Die Natur, diese unmittelbare Totalität, entfaltet sich in die logische Idee und in den Geist.“ Die Logik ist die Lehre von der Erkenntnis. Sie ist Erkenntnistheorie. Die Erkenntnis ist die Widerspiegelung der Natur durch den Menschen. Aber das ist keine einfache, keine unmittelbare, keine totale Widerspiegelung, sondern der Prozeß einer Reihe von Abstraktionen, der Formulierungen, der Bildung von Begriffen, Gesetzen etc., welche Begriffe, Gesetze etc. (Denken, Wissenschaft = „logische Idee“) auch bedingt, annähernd die universelle Gesetzmäßigkeit der sich ewig bewegenden und entwickelnden Natur *umfassen*. Hier gibt es *wirklich*, objektiv *drei* Glieder: I. Die Natur; II. die menschliche Erkenntnis – das *Gehirn* des Menschen (als höchstes Produkt derselben Natur) und III. die Form der Widerspiegelung der Natur in der menschlichen Erkenntnis, und diese Form sind auch die Begriffe, die Gesetze, die Kategorien etc. Der Mensch kann die Natur nicht als *ganze*, nicht voll-[5:]ständig, kann nicht ihre „unmittelbare Totalität“ erfassen – widerspiegeln = abbilden, er kann dem nur ewig näher kommen, indem er Abstraktionen, Begriffe, Gesetze, ein wissenschaftliches Weltbild usw. usw. schafft.

NB.: „Nur“ daß Hegel diese „logische Idee“, Gesetzmäßigkeit, Allgemeinheit vergöttlicht.

„Ohne die gegenseitige Berührung vor das Bewußtsein tritt“ (der Gegenstand) – das ist das Wesen der Antidialektik. Nur hier hat Hegel, scheint es, die Eselsohren des Idealismus sehen lassen, – indem er Zeit und Raum (in Verbindung mit der Vorstellung) zu etwas im Vergleich zum *Denken Niedrigerem* rechnet. Uebrigens ist die Vorstellung in einem *gewissen* Sinne natürlich etwas Niedrigeres. Der Kern liegt darin, daß das Denken die gesamte „Vorstellung“ in ihrer Bewegung *erfassen* soll, und zu *diesem Zwecke* muß das *Denken* dialektisch sein. Ist die Vorstellung der Realität *näher* als das Denken? Sowohl ja als nein. Die Vorstellung kann die Bewegung nicht in ihrer Ganzheit erfassen, zum Beispiel erfaßt sie die Bewegung mit einer Schnelligkeit von 300.000 km in der Sekunde nicht, aber das *Denken* erfaßt sie und soll sie erfassen. Das der Vorstellung entnommene Denken widerspiegelt ebenfalls die Realität; die Zeit ist eine Form des Seins der objektiven Realität. Hier, im Begriff der Zeit (und nicht im Verhältnis der Vorstellung zum Denken) liegt der Idealismus Hegels.

Hegel „glaubte“, dachte ernstlich, daß der Materialismus als Philosophie unmöglich sei, denn die Philosophie sei die Wissenschaft vom Denken, vom *Allgemeinen*, das Allgemeine aber sei der Gedanke. Hier wiederholte er den Irrtum desselben subjektiven Idealismus, den er stets als den „schlechten“ Idealismus bezeichnete. Der objektive (und noch mehr der absolute) Idealismus ist im Zickzack (und durch einen Purzelbaum) *ganz dicht* an den Materialismus herangekommen, hat sich teilweise sogar in ihn verwandelt ...

Wenn Marx auch keine „Logik“ (mit großem Anfangsbuchstaben) hinterlassen hat, so hat er doch die *Logik* des „Kapital“ hinterlassen, und dies sollte für die vorliegende Frage im höchsten Maße ausgenutzt werden. Im „Kapital“ werden auf eine Disziplin Logik, Dialektik und Erkenntnistheorie des Materialismus [man braucht nicht drei Worte: das ist ein und dasselbe] angewendet, der alles, was bei Hegel wertvoll ist, sich angeeignet und dieses Wertvolle weiterentwickelt hat.

Der Anfang – das allereinfachste, das gewöhnliche, das massenhafte, das unmittelbarste „Sein“: die einzelne Ware („Sein“ in der politischen Oekonomie). Ihre Analyse als die eines sozialen Verhältnisses. Eine zweifache Analyse, eine deduktive und eine induktive – eine logische und eine historische (die Wertformen).

Das Herangehen des Verstandes (des Menschen) an das einzelne Ding, die Anfertigung eines Abdruckes (= eines Begriffs) von ihm, *ist kein* einfacher, unmittelbarer, spiegelartig-toter, sondern ein komplizierter, zwiespältiger, zickzackartiger Akt, der die Möglichkeit *in sich schließt*, daß die Phantasie dem Leben entschweht; damit nicht genug: die Möglichkeit der Verwandlung (und dabei einer unmerklichen, dem Menschen nicht bewußt werdenden Verwandlung) des abstrakten Begriffes, der Idee in eine *Phantasie* (in letzter Instanz = Gott). Denn auch in der einfachsten Verallgemeinerung, in der elementarsten allgemeinen Idee („der Tisch überhaupt“) steckt ein gewisses Stückchen *Phan-*

tasie.) Vice versa: es ist unsinnig, die Rolle der Phantasie auch in der strengsten Wissenschaft zu leugnen: siehe Pissarew über den nützlichen Traum als Ansporn *zur* Arbeit und über die leere Träumerei.

*

[6:]

FÜNFZEHN JAHRE SOWJETLITERATUR

HANS GÜNTHER

Die russische Oktoberrevolution, die die Klassenbeziehungen der Menschen auf *allen* Gebieten des gesellschaftlichen Lebensprozesses rücksichtslos aufdeckte, rückte auch den *Klassencharakter der Kunst* in das hellste Licht und zerstörte mit einem Schlage die Legende von der „Einheit“ der russischen Literatur. Die Oktoberrevolution brachte dem russischen Proletariat die einfache Wahrheit greifbar nahe, daß auch die russischen Schriftsteller sich in zwei Fronten gliederten: in eine revolutionäre oder doch mit der Revolution sympathisierende Front und in die Garde der Konterrevolutionäre.

Damit beginnt im Grunde genommen die Geschichte der Sowjetliteratur. Es war die Geschichte des *Kampfes* um die *proletarische* Literatur. Und im Zeichen dieses *Klassenkampfes*, dieses ideologischen Kampfes, steht das Schaffen aller Künstler des Sowjetlandes bis zum heutigen Tage.

* * *

Zur Zeit der Oktoberrevolution war das russische Literaturleben hauptsächlich von zwei Gruppen beherrscht. Das „Zentrum“ der Literatur bildeten die sogenannten Symbolisten (Valerian Brussow, Andrej Bely, Wjatscheslow, Iwanow, u. a.), bürgerliche Schriftsteller mit europäischer Bildung, welche die Interessen des Industriekapitals vertraten. Dieser Gruppe stand die Richtung der „Snanje-wozy“ (vom Namen ihrer Sammlungen „Snanije“ = „Wissen“) gegenüber, an deren Spitze Maxim Gorki marschierte. Freilich war auch diese Gruppe nicht einheitlich. In ihrer Mitte hatte sich sogar eine ziemlich buntscheckige Schar von Schriftstellern häuslich eingerichtet (z. B. Seizew, Zensky und Leonid Andrejew). Immerhin betätigten sie sich alle wenigstens in der Rolle von „Aufklärern“ und wandten sich schon bewußt mit ihren Schriften an die breite Masse der Werktätigen. – Einen besonderen Weg gingen schließlich die russischen Futuristen mit Majakowsky an der Spitze.

Schon von den ersten Tagen der Revolution an traten auf die Seite des revolutionären Proletariats nicht nur Majakowski und Jessenin (von Gorki und Serafimowitsch ganz zu schweigen), sondern auch solche Schriftsteller wie Brussow, Andrej Bely u. a., also Vertreter der früheren Symbolisten. Im übrigen ist die Situation in den ersten Jahren nach dem Oktober, während des Bürgerkrieges, dadurch gekennzeichnet, daß man für Literatur – versteht sich – wenig Zeit hatte. Um in der Hitze des Gefechts den Leuten der Feder nicht ganz die „Puste ausgehen“ zu lassen, gab das siegreiche Proletariat der kleinen Schriftstellerschar in Petersburg wenigstens ein Haus: da, nehmt und arbeitet einstweilen, später werden wir sehen. – Da die Papiervorräte versiegteten, gab das Schriftstellerheim ein dünnes Blättchen unter dem Titel „Die Bücherecke“ heraus. Es bildete eine kleine Welt für sich und war wie ein Familienblättchen, in dem man einander Briefe schrieb und gegenseitig rezensierte.

Ueberhaupt wurden die ersten drei bis vier Jahre nach der Revolution von dem Abenddämmern der Voroktober-Literatur ausgefüllt. Auf kurze Zeit gewannen dann in jenen Jahren die Futuristen die Oberhand. Freilich ging der russische Futurismus ganz andere Wege als der italienische. Unsere Futuristen lehnten sich entschieden gegen Bourgeoisie und ihre philiströse Welt auf. Sie begrüßten die Oktoberrevolution mit Freudenausbrüchen, rannten auf die Straße und belebten sie mit ihren Plakaten und Versen.

Im ersten Jahrfünft nach dem Oktober erklangen aber auch die ersten Stimmen der proletarischen Literatur. Vor ihr, die früher nur notdürftig existiert hatte, eröffneten sich jetzt unabsehbare Ausblicke. Es erklangen die ersten Hammerschläge der „Schmiede“, der ersten proletarischen Schriftstellergruppierung, aus der auch Fjodor Gladkow, der Verfasser des „Zement“, hervor-[7:]gegangen ist. Die meisten dieser Schriftsteller waren Arbeiter – Kommunisten; ihrer schriftstellerischen Manier

nach waren sie Genristen und Naturalisten. Daneben wiesen die Erstlingswerke der „Schmiede“ alle Merkmale einer wirren Romantik auf. Freilich war diese Periode nur von kurzer Dauer; sie sollte bald dem ersten Kampfe um den *Klasseninhalt* der proletarischen Literatur Platz machen.

* * *

Als der eigentliche Beginn der Blütezeit der Sowjetliteratur muß das Jahr 1921 bezeichnet werden. In diesem Jahre begannen die ersten literarisch-künstlerischen Sowjetzeitschriften „Krasnaja Nowy“ und „Presse und Revolution“ zu erscheinen. Ihre Redakteure waren A. Woronski und Polonski.

Noch immer freilich waren die Hauptkräfte und die Hauptaufmerksamkeit des Landesherrn – des Proletariats – anderweitig in Anspruch genommen, so vor allem durch den Wiederaufbau der Wirtschaft. Deshalb erklangen in der Literatur überwiegend die Stimmen derjenigen Intellektuellen-Generation, die noch unter dem Einfluß der alten kapitalistischen Ideologie und Kultur groß geworden war, deren Lebensinteressen aber jetzt mit der Revolution zusammenfielen. Ideologisch marschierten diese sogenannten „Weggenossen“ zwar im Bunde mit dem revolutionären Proletariat, hatten sich aber dessen Weltanschauung noch nicht restlos zueigen gemacht. In Leningrad bildeten diese Schriftsteller eine Literatengesellschaft, die unter dem Namen der „*Serapions-Brüder*“ bekannt geworden ist. Es versteht sich, daß die Revolution von dieser Schriftstellergruppe ideologisch nicht einwandfrei dargestellt werden konnte; aber allein die Bemühungen dieser Schriftsteller um eine solche Darstellung beweisen, wie tief die Revolution in den geistigen Lebensprozeß des russischen Volkes eingeschnitten hatte. Aus der Mitte dieser „*Serapions-Brüder*“ gingen Konstantin Fedin, N. Tichonow, Soschtschenko, N. Nikitin, u. a. hervor. Auch in Moskau nahm die literarische Bewegung einen breiten und lebhaften Charakter an. Dutzende von neuen Namen erscheinen in den Jahren von 1922/24 in den Spalten der Zeitschriften, so z. B. Iwanow, Babel, dann Ehrenburg, Schaginjan, A. Tolstoi, Lidin, Pilnjak, Seifulina u. a. Eine ganze Reihe von Zeitschriften wird herausgegeben, so „Die Schmiede“, das „Arbeiterjournal“ und von den Futuristen die Zeitschrift „Lef“.

Endlich erscheinen auch die ersten Kampfkolonnen der proletarischen Revolution auf der Bildfläche. *Und nun begann die Zeit des Kampfes um den Inhalt der proletarischen Literatur.* Man stritt um das Problem der Umformung des Bewußtseins der mit dem Proletariat sympathisierenden, kleinbürgerlichen Intellektuellen (also um das Problem der „Weggenossenschaft“). Man kämpfte gegen das Exotische in der Pilnjakschen Darstellung, der russischen er in der die kulturelle und wirtschaftliche Rückständigkeit Rußlands gleichsam verewigt wurde. Man deckte das Unvermögen so mancher „Weggenossen“ auf, die Persönlichkeit des Bolschewiken, als des eigentlichen Erbauers dieser neuen Welt, zu begreifen und psychologisch zu erschließen. Es kristallisierte sich in der „Kusnete“, ein neuer Kern der „Arbeiterjugend“ heraus (unter ihnen Besymenski, Libedinski, Wolin u. a.), deren bolschewistische Unversöhnlichkeit sich nicht mit dem lendenlahmen Naturalismus der „Schmiede“ abfand. Diese Jugend fand sich schließlich zu einer neuen Gruppe „*Oktober*“ zusammen, die der Keim der zukünftigen Association proletarischer Schriftsteller war. Ungefähr auf derselben Linie traf sich auch eine Gruppe von Publizisten und Kritikern, die das Journal „*Na postu*“ herauszugeben begann und eine äußerst scharfe Kritik übte. Pilnjak, Alexej Tolstoi und Ehrenburg wurden zu konterrevolutionären Schriftstellern gestempelt: eine breite Schicht von „Weggenossen“ (Wsewolod Iwanow, Fedin, Nikitin, Lidin und Leonow) wurde unter Zweifel gestellt, ja grundsätzlich wurde auch über sie der Stab gebrochen, Hauptthese der „*Napostowzen*“ war die Gegenüberstellung der bürgerlichen und proletarischen Literatur, die völlige Verneinung irgendwelcher Berührungspunkte zwischen der alten und der neuen Welt. Es war dies die äußerste Fortentwicklung der Anschauungen des sogenannten Proletkults.

[8:] Schon diese ganzen Diskussionen zeigten den hervorstechendsten Charakterzug des literarischen Lebens in der Sowjetunion: die Gründlichkeit, Tiefe und Schärfe des ideologischen Ringens. In keiner Literatur des Westens wurde bisher mit einer derartigen Leidenschaftlichkeit und Unerbittlichkeit diskutiert, wie und worüber man zu schreiben habe.

Die Kritik der „*Napostowzen*“, die häufig kränkende und beleidigende Form ihrer Aufsätze, – alles dies rief in der Literatur viel Lärm und Erregung hervor. Die Entscheidung des Streites blieb schließlich dem ZK. der KPSU. vorbehalten. Am 9. Mai 1924 fand im Zentralkomitee die erste, der Erörte-

rung der Politik des Bolschewismus in der Literatur gewidmete breite Beratung statt. In ihr waren sämtliche streitenden Gruppen vertreten.

Das Zentralproblem dieser Beratung war *das Wesen der proletarischen Kunst*. Eine ganze Reihe von Personen (deren ideologischer Führer später Trotzki wurde) stellte die Theorie auf, daß eine proletarische Kunst überhaupt unmöglich sei, weil das Proletariat in der kurzen Zeit der Uebergangsperiode (bis zum Eintritt in die sozialistische, klassenlose Gesellschaft) nicht dazu kommen würde, eine spezifisch-proletarische Klassenkunst zu schaffen. Andere wieder (deren Wortführer Bucharin war) wollten beweisen, daß die proletarische Kunst sich wohl Bahn brechen könne, jedoch nicht auf dem Wege der Kritik, wie sie Napostowzen üben, sondern nur unter Wahrung der völligen demokratischen Gleichheit aller kämpfenden Gruppen.

Weder der eine noch der andere Standpunkt wurde von der Partei im ganzen angenommen. Der Beschluß des Z. K. *über die künstlerische Literatur* lautete anders. *Die Unterdrückung der Konterrevolutionäre, die Erziehung der Weggenossen, die ideologische Leitung der Bauernliteratur, die allseitige Förderung des Wachstums der proletarischen sozialistischen Literatur – das ist in kurzen Worten der Inhalt dieses Beschlusses, der der weiteren Entwicklung der gesamten Sowjetliteratur zur ideologischen Grundlage diene.*

Das Jahr 1925 kann als ein Wendepunkt in der Entwicklung der Sowjetliteratur angesehen werden. Es war das Jahr, wo eine ganze Reihe von großen Werken der proletarischen wie der weggenossenschaftlichen Literatur erschien. („Dachse“ von Leonow, „Wirinea“ von Seifulina, ferner große Werke Fedins, Jakowlews, Majakowski, Assejews.) Es war die Periode, wo der Wiederaufbau der zerstörten Fabriken zu Ende geführt wurde. Das Land betrat die Schwelle des ersten Fünfjahrsplans. Das Antlitz des proletarischen Schriftstellers hatte sich im Vergleich mit dem schriftstellernden Intellektuellen vom Schlage der Vorkriegszeit schroff verändert. Durch tausend Fäden war er jetzt mit dem öffentlichen politischen und wirtschaftlichen Leben der siegreichen Arbeiterklasse verbunden.

* * *

Waren die ersten fünf Jahre nach der Revolution, schematisch genommen, eine Zeit des Zerfalls der bürgerlichen Vor-Oktober-Literatur, eine Zeit der Entstehung der sowjetistischen Literatur gewesen, waren die darauf folgenden fünf Jahre mit Krätesammlung, Festigung und dem Ziehen scharfen Grenzen in der sowjetistischen Literatur ausgefüllt, so steht das letzte Jahr fünf im Zeichen eines scharfen Klassenkampfes in der Literatur, im Zeichen noch schärferer Grenzen und zugleich der weltanschaulichen Umstellung der besten Vertreter der Künstlerschaft, *im Zeichen des Sieges und der Festigung der proletarischen sozialistischen Literatur.*

In den Jahren 1926 bis 1928 bot die sowjetistische Literatur ein recht buntscheckiges Bild. Es bestanden sieben bis Te Hauptorganisationen. Die stärksten waren die „Russische Association proletarischer Schriftsteller“ (Rapp) mit Awerbach, Fadejew, Kirschon, Panferow u. a. m. an der Spitze, sodann die „Allrussische Gesellschaft der bäuerlichen – später proletarisch-kollektivwirtschaftlichen – Schriftsteller“ (Wopkp.), dann der „Allrussische Verband sow-[9:]jetistischer Schriftsteller“ mit Leonow, W. Iwanow, Lidin u. a. m. an der Spitze. Diese und noch einige andere Organisationen waren auf dem Boden demokratischer Vertretung zu einer *Föderation sowjetrussischer Schriftsteller* zusammengeschlossen. Ihre Gesamtheit bildete eine geräuschvolle literarische Oeffentlichkeit mit einer großen Anzahl von Zeitschriften. Doch die äußere organisatorische Gleichheit der Gruppen und Richtungen darf uns nicht über die tiefgreifenden ideologischen Unterschiede und Klassenverschiedenheiten unter den sowjetrussischen Schriftstellern hinwegtäuschen. Die äußeren Verschiebungen und die Uebertritte aus einem Lager ins andere widerspiegelten zur Genüge die Verschiebung des ideologischen Schwerpunkts der Literatur in der Richtung zur proletarischen Ideologie. *Besondere Bedeutung erlangte die Leitung der Rapp.* Aber auch dort bildete sich eine Opposition heraus (Gruppe von Panferow und Besymenski), die mit dem Zurückbleiben von Fadejew, Libedinski und anderer führender proletarischer Schriftsteller der Rapp hinter den politischen Aufgaben des Tages unzufrieden waren. Kurz: die Jahre 1927 bis 1930 waren eine Zeit besonders verschärften literarischen Kampfes, der unmittelbar den Kampf um den Sozialismus im Lande selbst widerspiegelte.

Der Selbstmord von Majakowski am 14. April 1930 gab deutlich zu verstehen, daß hier auf Leben und Tod gekämpft wurde. Die Vergangenheit holte sich ihre Opfer aus der Gegenwart, doch die Gegenwart entreißt ihre Siege der Zukunft.

Zieht man das Fazit jener Jahre, so muß man immerhin feststellen, daß sich die *Mehrzahl* der Mitläufer endgültig *zugunsten des Proletariats* entschied. Diesen Wandlungsprozeß in allen seinen Vorwärts-Etappen, aber auch in seinen zeitweiligen Rückfällen kann man z. B. sehr gut in den Werken Leonid Leonows verfolgen, oder, womöglich noch klarer, in der Umstellung etwa von Mariette Schaginjan, die als Mystikerin und Idealistin begann und 1931 „Das Wasserkraftwerk“ schrieb, einen der besten russischen Romane über den sozialistischen Aufbau.

Doch nicht nur die Mehrzahl der Mitläufer brachte mit der fortschreitenden Revolution ihr schöpferisches Schaffen zur Entfaltung, sondern auch die proletarische Literaturbewegung hat in den letzten Jahren einen großen Aufschwung genommen. Im Sommer 1930 verlas Kirschon von der Tribüne des Großen Theaters herab, in dem der 16. Parteitag der Bolschewiki tagte, voller Stolz die Liste der vom Proletariat verfaßten Werke – es waren ihrer über ein halbes Hundert (darunter der Roman „Genossenschaft der Habenichtse“ von Panferow, der Roman Fadejews „Der Letzte der Udehe“, die Romane von Scholochow, Werke von Schumandrin, Stawski, Serafimowitsch, Altausen und viele andere.

Wollen wir uns den Wesenskern der proletarischen Kulturbewegung dieser Jahre in der USSR. vergegenwärtigen, so müssen wir uns neben der Reihe der Bücher auch die über sie gebeugten Köpfe hinzudenken. Man kann von der proletarischen Literatur nichts verstehen, wenn man sie von der Kulturrevolution, die das ganze Land erfaßt hat, abtrennt. Es ist gewiß kein Zufall, daß Wladimir Stawski, Verfasser der Bücher „Staniza“ und „Anlauf“, als Arbeiterkorrespondent mit kleinen Zeitungsnotizen begonnen hat; Panferow war Vorsitzender eines Dorfsowjets, Tschumandrin – ein Arbeiter. Enger Zusammenhang mit der Kulturbewegung der Massen – das ist die Eigenart der proletarischen Literaturbewegung. Und Klassenaktivität ist ihre Grundlage. Stawski stellte sogar eine Theorie über den neuen Typus des proletarischen Schriftstellers auf, über unbedingte Beteiligung an der Praxis des sozialistischen Aufbaus (erfolgreich unternommen von Sergej Tretjakow, dem Verfasser der Skizzen über die Kollektivwirtschaft „Wysow“), über kollektive Erörterung der Schriftsteller-Notizbücher usw.

Organisatorisch war die Rapp zur führenden literarischen Organisation geworden, d. h. die Werke der Rapp-Schriftsteller standen im Mittelpunkt der [10:] Aufmerksamkeit und wurden als eine Art Vorbild betrachtet. Die ideologischen Siege der Rapp standen außer Zweifel. Der Extrakt der von ihr vertretenen Kunsttheorie bestand in der Forderung, die Wirklichkeit realistisch, ohne jegliche Schönfärberei, darzustellen, ihre objektiven, immanenten Entwicklungs-Tendenzen aufzudecken und die Charaktere und Wandlungen der Menschen in Verbindung mit dieser Wirklichkeit darzustellen. Diese Theorie stützte sich auf die Bemerkung Lenins über Tolstoi, er habe „der Wirklichkeit die Maske vom Gesicht gerissen“.

Jedoch rief das äußere Zurückbleiben der Schriftsteller hinter den aktuellen Tagesereignissen auch in der Rapp-Opposition Angriffe hervor. Man bekämpfte den „psychologischen Realismus“ eines Fadejew und Libedinski und stellte ihm das Schaffen von Besymenski, Panferow u. a. entgegen.

Die Politik des ZK. gegenüber diesen und andern literarischen Kämpfen bestand in der Duldung der Koexistenz der verschiedenen proletarischen literarischen Gruppen. Im sowjetistischen Rahmen, auf dem Boden der Revolution mögen die Meinungen ruhig aufeinanderplatzen und die künstlerische Wahrheit sich herausbilden. Und Bücher sollen entstehen! Bücher, das will die Partei, das verlangt das Land von den proletarischen Schriftstellern!

Denn gewaltig war und ist der Drang des ganzen Landes, der Millionen, die sich elementare Bildung angeeignet haben, zur Kultur, zum Buch, zu Theater und Kino. Noch niemals waren die Auflagen von literarischen Werken so ungeheuer rasch vergriffen wie in den letzten Jahren. Zehn, zwanzig, ja fünfzigtausend Exemplare der ersten Auflage eines Romans oder einer Gedichtensammlung werden binnen weniger Tage gleichsam vom Erdboden verschlungen. Die Zeitungsauflagen sind um ein Vielfaches gestiegen. Papier ist zum populärsten Gericht im Sowjetland geworden.

Tausende von Stoßbrigadlern, die im Betrieb an Maschinen und Werkband stehen, fühlten das Bedürfnis, zu schildern, wie sie den Sozialismus aufbauten, in welcher Weise um das Tempo gerungen wird, wie überhaupt der Betrieb lebt. So entstand die Massensliteratur der Stoßbrigadler, herausgegeben vom Zentralen Gewerkschaftsrat. „Diese Büchlein lodern“, charakterisierte sie Gorki. Die Gewerkschaften, gemeinsam mit der Rapp, unternahmen die organisatorische Festigung dieser Bewegung, und so wurde das sogenannte Aufgebot der Stoßbrigadler für Literatur, die Werbung neuer Rapp-Mitglieder in den Betrieben durchgeführt.

* * *

Somit stellt die Sowjetliteratur am Ende ihrer 15jährigen Periode eine vielfältige und verzweigte Erscheinung dar: „unten“ – das dichte Gebüsch des Kulturwachstums der Massen, „oben“ – die Krönung durch so große Dichter wie Demjam Bedny und endlich Maxim Gorki.

Der Aufschwung der Sowjetliteraturbewegung in diesen fünfzehn Jahren war so gewaltig, daß sie über den organisatorischen Rahmen hinauswuchs, der in dieser Zeit geschaffen worden war. Die Rapp drohte jetzt zu einem Hindernis zu werden. Einesteils, weil ihre Leitung (in der Person Auerbachs und seiner Genossen) trotz des im allgemeinen richtigen ideologischen Kursus eine Reihe theoretischer und politischer Fehler beging. Vor allem aber, weil sie nach wie vor eine bloße *Gruppe* blieben, anstatt die Interessen der *gesamten* sowjetistischen Literatur zu erfassen und zu wahren.

Daher faßte das ZK. am 23. April 1932 den Beschluß, die Rapp aufzulösen und alle mit der sowjetistischen Ordnung sympathisierenden Schriftsteller zu einer gemeinsamen Organisation zusammenzufassen. Dieser zeitlich letzte Beschluß, worin die Leitung der bolschewistischen Partei ihren literarisch-politischen Standpunkt zum Ausdruck gebracht hat, schließt sich den Ent-[11:]scheidungen der 17. Parteikonferenz unmittelbar an. Zugleich war die Auflösung der Rapp ein Ausdruck des siegreichen Vordringens der proletarischen Literatur. Ja, sie ist erstarkt und braucht nicht mehr das Gerüst besonderer Organisationsformen – das besagte der Beschluß des ZK.

Bedeutet dies, daß der Kampf zu Ende ist? Nein! Er geht weiter. Die Hauptschlacht steht uns noch bevor. Der Kapitalismus ist im Weltmaßstab noch nicht besiegt, er ist selbst aus dem Bewußtsein der Sowjetmenschen noch nicht endgültig ausgemerzt und es wird noch geraume Zeit dauern, bis das Proletariat alle Vorurteile der alten Welt endgültig von sich abgestreift haben wird.

Der Kampf gegen die Ueberreste des Kapitalismus im Bewußtsein des Menschen – das ist, in allgemeiner Fassung, das Thema, welches die Sowjetliteratur in den nächsten fünf Jahren zu behandeln haben wird.

*

STREIK IN DER KLEINSTADT

THEODOR BALK

Torgau ist eine Kleinstadt. Von jenem Typ der Kleinstädte, wo es noch krumme, enge Gäßchen gibt, Rathäuser mit Giebeln anno domini, wo auf den Dächern von Spenglermeisterhäusern geharnischte Herolde für das Handwerk Zeugnis ablegen, und Stadtgräben die Bürger von raublüsternen Rittern beschützen. Allerdings: der Stadtgraben dient heute zur Zucht von ff. Exportkarpfen, die Bürger werden durch Zölle geschröpft, auf Spenglermeisters goldnem Handwerksboden blüht der Kuckuck, im giebeligen Rathaus amtieren Stempelstellen und in den krummen Gassen wohnen – Industriearbeiter.

Die Mehrzahl der Industriearbeiter arbeitet bei Villeroy & Boch, in der „Töpferbude“. Die Töpferbude ist der größte Betrieb im Ort, fast 1000 Arbeiter sind in ihr beschäftigt, Herr Boch ist Schwiegervater des Herrn Reichskanzlers von Papen. Herr von Papen soll finanziell am Betrieb beteiligt sein. Herr von Papen hat eine Notverordnung erlassen, die der Arbeiterschaft den Lohnabbau aufoktroiert. Villeroy & Boch hat diese Notverordnung aufgegriffen. – Und jetzt streikt die Belegschaft bei Herrn von Papens Schwiegervater gegen die Papensche Notverordnung.

* * *

Vom Betrieb sah ich schon aus der Ferne, über die begiebelten Dächer und geharnischten Herolde der Spenglermeister hinweg, einen hohen Schornstein mit einer winzig roten Fahne. Und vor dem Betrieb wimmelte es von Arbeitern. Es war 5 Uhr nachmittag.

Ich gehe durch die Reihen der Arbeiter. Viele Kampfbundabzeichen sind zu sehen. Aber auch viele NSBO-Abzeichen mit dem Hakenkreuz in einer Ecke. Sehr selten, nur hie und da, ein Dreipfeileabzeichen.

Der Flitzer mit den rotbäckigen, jungen Schupos ist eben aus Wittenberg angekommen. Die Schupo, Karabiner am Rücken und ein Thomson-Maschinengewehr im Wagen, drängen die Arbeiter vom Fahrweg ab, machen die „Straße frei“ für die paar Streikbrecher, die erwartet werden.

„Deutsche gegen Deutsche!“ ruft eine Arbeiterin mit dem Naziabzeichen sehr erregt den jungen strammen Kerlen mit den Karabinern zu. Ihre Worte gehen im Strudel des Lärms unter. Aber nicht nur „Deutsche gegen Deutsche“ sondern auch Parteimitglieder gegen eigene Parteigenossen. Der Firma Villeroy & Boch getreuer Betriebsleiter, Herr Faust, Mitglied der NSDAP, sitzt in diesem Augenblick in seinem Büro und zwischen ihm und den Streikenden spazieren die forschen, blauäugigen, blondhaarigen Schupos – mit geschul-[12:]terten Karabinern. „Euch müßte es so dreckig gehen, daß der Lohn noch für eine 5-Pfennig-Wurst langt“. Und: „Versuchen Sie mal mit 12 Mark Mann und Kind zu erhalten“. Es hageln die Zurufe. Den sportgestählten jungen Schupoleuten ist es nicht recht geheuer zumute. Sie kamen nach Torgau, um „Rowdys“ zu bekämpfen. Sie fanden junge Mädchen und Frauen, die an sich schon nicht genug zu leben hatten, und nun das Wenige, das sie haben, zäh verteidigen wollten.

* * *

Ich bin bei einer Diskussionsgruppe stehen geblieben und höre zu: Die Freigewerkschaftler sollen beschlossen haben, morgen in den Betrieb zu gehen. Nicht alle. Einer kennt einen, der habe ihm erklärt, er bleibe draußen, komme was es komme ... Das Gespräch stockt. Der eine Arbeiter mit dem Naziabzeichen bemerkt, man müsse etwas vorsichtiger sprechen, es gäbe überall Spitzel ... Ich verstehe, auf wen das gemünzt ist und ziehe meinen Ausweis. Es ist der Ausweis einer kommunistischen Zeitung. Die Starre weicht vom Gesicht des Naziarbeiters und ein Lächeln kommt zum Vorschein: „Ja – dann ist alles in Ordnung“. Man könne nie wissen, entschuldigt er sich ...

* * *

Aha, das ist eben diese berühmte Einheitsfront der Kozi-Nazis gegen die Sozialdemokratie! Das sind die „kommunistisch-nationalsozialistischen Zersplitterungsversuche“, wie sich der „Vorwärts“ aus Torgau berichten ließ. Mal nachsehen!

Dicht beim Betriebseingang liegt die Gastwirtschaft „Zur gemütlichen Ecke“. Im Vereinszimmer dieser Gastwirtschaft residiert die Streikleitung. Der Raum ist eng und verraucht, der Menschen viele – wenig blieb da übrig von der „gemütlichen Ecke“.

Die, die den Raum betreten, drängen zum Tisch. Da werden die Streikkarten gestempelt – „Villeroy & Boch – Streikleitung – Torgau“ – steht es auf dem ovalen Stempel – da werden Essen-, Brot-, Kuchen- und Kaffee-Marken für den heute stattfindenden Kindernachmittag ausgegeben.

Der Vorsitzende der Streikleitung ist ein schwächlicher, etwas früh gealterter Arbeiter. Er sieht unraisiert und übernächtigt aus; letzte Nacht ging es bis 2½ Uhr und um 4 Uhr früh mußte er schon auf seinem Posten sein. Ich lasse mir über den Streik berichten:

Anfangs Oktober wurde von der Direktion nach 200 Neueinstellungen für die 31.-40. Stunde ein Lohnabbau von 50 Prozent angesetzt. Er, als Betriebsratsvorsitzender, rief sofort den Betriebsrat (4 RGO, 3 NSBO, 1 Reformist) zusammen. Abteilungsversammlungen. Abstimmung. 655 für Streik, 81 gegen Streik. Am 7. Oktober legt die Belegschaft die Arbeit nieder und wählt sich ihre Streikleitung, bestehend aus: 17 RGO-Leuten, 7 NSBO-Mitgliedern, 8 Freigewerkschaftlern und 40 Unorganisierten. Der Vorsitzende der Streikleitung, Nichtitz, ist Kommunist.

Soweit ging alles gut, es herrschte eine prächtige Einheitsfrontstimmung, bis in den letzten Tagen Herr Apelt, vom Vorstand des FAV*, in Torgau eintraf. Der FAV zählt im Betrieb nur 80 Mitglieder – also kaum ein Zehntel der Belegschaft. Es besteht nur eine Streikleitung, die gewählte. Trotzdem verhandelt Apelt auf eigene Faust mit der Direktion. Es soll zu folgender Vereinbarung gekommen sein: Nach Abbruch des Streiks werden 400-500 Mann zu den alten Arbeitsbedingungen eingestellt. Wenn dann im Laufe der Wochen die volle Belegschaft wieder an den Maschinen steht, soll der 50prozentige Lohnabbau, aber nur für die 31.-36. Stunde zur Anwendung gebracht werden. [13:] Der Haken ist der, meinte Nichtitz, daß mehr als die Hälfte der Belegschaft, etwa 550 Arbeiter, überhaupt nur 36 Stunden in der Woche arbeiten, daß für sie also der Lohnabbau um keinen Deut gemildert werden würde.

* * *

Ich habe mich zu einem Jungarbeiter mit Naziabzeichen gesetzt, um uns drängen sich die Ein- und Ausgehenden. Der Junge trägt ein braunes Hemd, hat ein schmales Knabengesicht und kluge, lebhafte Augen.

Er ist 19 Jahre alt, seit 9 Monaten im Betrieb und 5 Jahre in der Hitler-Jugend. Sein Vater ist Arbeiter, heute erwerbslos.

„Wie vertragen Sie sich“, beginne ich mein Interview, „mit ihren Kollegen vom Kommunistischen Jugendverband?“

„Ganz gut. Wir sind alle Schulkollegen ... Nein, Anrempeleien oder sowas gibt es bei uns nicht.“

„Welcher Unterschied besteht Ihrer Meinung nach zwischen Nationalsozialismus und Kommunismus?“

„Wir sind national und die Kommunisten sind international.“

„Wie stehen Sie zum Unternehmertum?“

„Jeder Unternehmer ist unser Ausbeuter.“ Das sagt er ohne nachzudenken, kurz und bündig.

„Wie erklären Sie aber die Tatsache, daß in ihrer Partei sehr viele Unternehmer sind?“

Zögern – dann: „Da kann ich mich nicht ausdrücken.“

„Ist es Ihnen bekannt, daß in der Neuausgabe des Programms Ihrer Partei der Absatz, der früher lautete: ‚Truste, Konzerne werden verstaatlicht‘ in ‚sind zu bekämpfen‘ umgeändert wurde, und was sagen Sie dazu?“

Nein, ihm ist das nicht bekannt. Aber, wenn es wahr wäre, und das wird er heute noch nachprüfen, so ist das „ein großer Quatsch“. „Wir haben jahrelang dafür gekämpft ...“

Ist er der Meinung, daß ihr Streik in Torgau auf der Linie seiner Partei liegt? Ja, das ist seine Meinung.

Ob er weiß, daß die italienischen Faschisten ein sehr „radikales“ Programm hatten, bevor sie an die Macht kamen, und daß dieses Programm heute nicht einmal mehr in den Bibliotheken aufzustöbern ist?

Nein, – aber er war selbst in Italien. Tippelte durch das Karstgebiet. „Was da ein Elend herrscht, grauenhaft ...“

* * *

Nach der Mittagszeit sickert spärlich das Leben am Torgauer Hauptplatz. Leergefegt sind die Verkaufsstände, die Gehsteige. Wenn jemand den Platz durchquert, so ist es, als ob in einem Sumpf ein Bläschen sich von der Oberfläche lösen würde. Parkten nicht um den Brunnen einige Mietautos, man würde sich im Mittelalter wähnen.

So war es gestern, so war es vorgestern, all die Tage.

* Fabrikarbeiterverband.

[14:] So ist es nicht heute. Der Platz zwischen den Verkaufsständen ist von einer Menschenmenge überflutet, Kinder pflanzten sich auf dem Brunnenrand auf, einige haben sogar die metallnen Jungfrauen erklommen, die die Brunnenschale auf ihrem Rücken tragen. Das Objekt der Aufmerksamkeit, der Neugierde ist ein einfaches Lastauto mit der Firmenaufschrift „Konsumverein Wittenberg“. Das Auto hat 400 Brote für die Streikenden gebracht.

Bei der Brotausgabe wieder das phantastische Bild: Arbeiter mit Hakenkreuzabzeichen nehmen Brote in Empfang, aus einem Konsum stammend, der sich in kommunistischen Händen befindet. Eine Stunde Praktikum der proletarischen Klassensolidarität!

* * *

Im fahlen Morgengrauen liegt der Marktplatz. Festverschlossen sind noch die Tore, herabgelassen die Rouleaux der Bürgerhäuser. Bloß das hellerleuchtete Ziffernblatt der Rathausuhr zerreißt diese bleierne Atmosphäre des toten Platzes. Das Ziffernblatt zeigt 6 Uhr an.

In der Hafenstraße sind es nicht mehr meine Schritte allein, die durch den Morgen hallen. Je weiter man die Straße hinuntergeht, je lebhafter wird es. Und dann, nach einer Straßenkrümmung: schwarz ist die Straße von Menschen. Streikposten zu Hunderten.

Die Schupo sorgt dafür, daß der Fahrweg frei bleibt. Der breite Fahrweg und die vielen Schupos sind der Willkommengruß für die „Arbeitswilligen“ Viertel nach sechs, halb sieben ...

Aus einer Ecke, wo viele junge Mädchen stehen, platzt von Zeit zu Zeit eine Lachsalve. Die jungen Schupos werden rot, sie beißen die Zähne zusammen, um nicht loszuplatzen, der Versuch gelingt nicht immer. Dem Einen haben die Arbeiterinnen den Tschako vom Kopf genommen, er setzt ihn wieder, ganz verwirrt, auf.

Die Arbeiterinnen haben noch nie etwas von „Zersetzung“ gehört. Es ist ihnen nicht im geringsten bewußt, daß sie in diesem Augenblick eine „landesverräterische“ Tat begehen, – die Naiven! – für die andere auf 1½ Jahre ins Gefängnis wandern.

Halb sieben, dreiviertel sieben ... Die Spannung steigt. Einzelne Streikbrecher biegen um die Ecke, man ruft ihnen Flüche nach – aber es sind ja nur einzelne.

Aber – was kommt da die Straße herunter? Wo wollen die hin? Es ist ein geschlossener Zug, vierzig bis fünfzig Mann, von den Gehsteigen fließen ihm einige zu.

Die Freigewerkschaftler! Ein Gejohle erhebt sich, es sind bloß die Worte des Nächststehenden zu unterscheiden: Schufte, Streikbrecher, Verräter ...

Die Streikbrecher schreiten dicht aneinandergerückt, bleiern, fast zögernd. Es fällt ihnen nicht leicht. Eine Mischung von Leichenzug und von einer Kompanie gefangener Soldaten, die durch das Menschengespinnst einer feindlichen Stadt schreitet – so sieht der Zug aus.

Phantastische Dinge ereignen sich in Torgau!

* * *

Achtzig, hundert Mann können den Betrieb nicht in Gang bringen. Aber achtzig, hundert Mann können eine Panikstimmung erzeugen. Sie können es besonders dann, wenn von den Führern der NSBO, die hier im Betrieb stark [15:] ist, von Fiedler und Jänig, ihren Mitgliedern gesagt wird: „Jetzt hat es doch keinen Zweck mehr, wir stellen es euch frei, in den Betrieb zu gehen ...“ So vermochten die achtzig, hundert Streikbrecher die Streikfront ins Wanken zu bringen.

* * *

Wir stellen fest:

Den Streik ausgelöst und geführt hat einzig und allein die einheitliche Streikleitung. In der Streikleitung saßen die Vase aller politischen und gewerkschaftlichen Richtungen, darunter 8 Vertreter der freien Gewerkschaften. Die Kampf Stimmung der Streikenden war nach zwei Wochen eine herrliche.

Der Direktor Schäfer soll dem Bürgermeister gegenüber geäußert haben (nach Abbruch des Streiks): „Wir hätten es nur noch zwei Tage ausgehalten“. Große Rumänenaufträge warteten auf Fertigstellung.

Und nun trat ein Herr Apelt vom Hauptvorstand des Fabrikarbeiterverbandes auf, unterhandelte mit der Direktion, holte seine Mitglieder am Abend des 13. Oktobers zusammen und sagte ihnen: „Geht in den Betrieb. Nehmt eure erwerbslosen Freunde mit. Hier sind die Karten, mit denen ihr euch beim Portier meldet“.

Achtzig Mitglieder zählt der Fabrikarbeiterverband. Acht von ihnen saßen noch am selben Tag als Mitglieder der Streikleitung in der Versammlung im Bürgergarten, und stimmten für Weiterstreiken. Herrn Apelt gelang es, die 80 Mann für seinen Plan zu gewinnen. Ohne der Streikleitung ein Wort zu sagen, ohne die übrigen 900 Arbeiter von seinem Plan zu verständigen, ließ er die 80 Arbeiter in den Betrieb ziehen. Und der Erfolg? Darüber ist in der Morgenausgabe des „Vorwärts“ vom 14. Oktober 1932 zu lesen:

Streikerfolg!

„Der *Abwehrkampf* bei der Steingutfabrik Villeroy & Boch in Torgau, mit der Herr von Papen verschwägert ist, ist trotz der kommunistisch-nationalsozialistischen Zersplitterungsversuche mit einem vollen Erfolg für die freien Gewerkschaften beendet worden.“

Der Streik soll „mit einem vollen Erfolg für die freien Gewerkschaften“ beendet worden sein – und mit einer Niederlage für die Belegschaft.

*

AUS DER NOT EINE TUGEND

GEORG LUKÁCS

Wir bringen im folgenden die angekündigte Antwort auf die im Oktoberheft abgedruckte Entgegnung des Genossen Ottwalt; beide gehen zurück auf die Fragen der schöpferischen Methode des Romans, die gegenwärtig unter den proletarischen Schriftstellern diskutiert werden.

Ich kann Genossen Ottwalt für seine Erwiderung nur dankbar sein. Er bestätigt sowohl mit seinen Aussagen, wie mit dem, worüber er schweigt, *alles*, was ich in meinem Artikel gesagt habe. Auf den springenden Punkt meiner Kritik seines Buches: „der Kampf, der Widerstand der Arbeiterklasse fehlt; das Proletariat ist als ohnmächtiges Opfer der Justiz geschildert ...“ usw. erwidert er *nichts*. Ich muß also annehmen, daß er darauf nichts erwidern *kann*. Wichtiger scheint mir aber, was Gen. Ottwalt ausführt. Denn hier erhalten wir ein zusammenhängendes System jener falschen Anschauungen, die den ideologischen Unterbau seiner schöpferischen Methode bilden. Es ist sehr lehrreich, dieses System ein wenig unter die Lupe zu nehmen.

[16:]

METHODOLOGISCHE VORFRAGEN

Gen. Ottwalt wirft mir wiederholt vor, daß ich mich nur „mit ästhetischen Wertungen“, mit Fragen der „schöpferischen Methode“ beschäftige und formuliert dagegen seine Ansicht so: „*Nicht* die schöpferische Methode ist Objekt der Analyse, *sondern* die funktionelle Bedeutung, die ein Buch in einer ganz bestimmten, von ganz bestimmten ökonomischen und politischen Einflüssen gebildeten Wirklichkeit hat.“ (Sperrungen immer von mir.) Ich will von der machistisch klingenden Terminologie absehen, obwohl die Terminologie keineswegs zufällig ist und möchte nur drei wichtige Seiten dieser Formulierung festnageln. Erstens, daß hier schöpferische Methode und ökonomische Wirklichkeit einander starr und ausschließend gegenüber gestellt werden, („nicht – sondern“). Zweitens, daß die Aufgabe der Kritik *ausschließlich* als Untersuchung der Bedingungen der *Wirkung* bestimmt wird und *nicht* als die der Frage: woher, von welcher Klassenlage aus, *entsteht* das Werk? (Gen. Ottwalt macht mir sogar wiederholt Vorwürfe, weil ich diese Frage zu stellen versucht habe, und bei dieser starr einseitigen Betonung der Wirkung ist es schwer, nicht an die Machschen „Empfindungskomplexe“ zu denken, die – nach Mach – „unsere Wirklichkeit“ ausmachen.) Drittens wird – dement-

sprechend – die Wirkung auf die *unmittelbar aktuelle* Wirklichkeit beschränkt, die Literatur wird ausschließlich als *Agitation* und *nicht* auch als Propaganda aufgefaßt.

Diese Auffassung ist heute sehr verbreitet, was freilich keineswegs soviel bedeutet, daß sie auch marxistisch und richtig wäre. Ganz im Gegenteil. Jede Kritik von Marx, Engels oder Lenin über ein ideologisches Produkt, gleichgültig welchen Gebietes, kann zeigen, daß für sie die Wirkung eine notwendige – wenn auch vielfältig vermittelte, „ungleichmäßig“ zur Geltung gelangende – *Folge* der klassenmäßig bestimmten Ursachen seines *Entstehens* ist; daß für sie die *Methode*, mit der irgendein ideologisches Produkt hervorgebracht wird, stets den zentralen Gegenstand der Untersuchung bildet. Nicht als ob sie, wie Ottwalt mir vorwirft, in „ästhetischen“, „philosophischen“, „ökonomischen“, etc. Fachuntersuchungen steckengeblieben und so von der „Wirklichkeit“ abgetrennt geblieben wären. Vielmehr im Gegenteil: weil in der Methode einerseits die objektive Klassengrundlage klar zum Ausdruck kommt und ohne diese Grundlage gar nicht wirklich begriffen werden kann, andererseits weil die Methode der Bearbeitung des Stoffes ein unerhört wichtiges *Vermittlungsglied* auch der Wirkung ist, deren Art und Grad aufs engste mit der Methode zusammenhängt. Beziehen sich -diese allgemeinen Erwägungen auch auf die Literatur? Oder ist die Literatur ein ganz eigenartiges Sondergebiet, wo jene Erfahrungen, die wir aus der Bearbeitung der ökonomischen und philosophischen etc. Gebiete durch Marx, Engels und Lenin geschöpft haben, nicht mehr anwendbar sind? Ich glaube: eine solche Folgerung wäre derart abwegig, daß wir sie gar nicht diskutieren müssen, um so weniger, als ja die Meister der materialistischen Dialektik sich in den Literaturfragen *derselben* Methode – nur dem spezifischen Gebiet entsprechend spezifiziert – bedient haben. Der Vorwurf Ottwalts, daß bei mir „die Wirklichkeit ... nur in Verbindung mit ästhetischen Wertungen vorkommt“, ist damit bereits etwas niedriger gehängt. Es ist die selbstverständliche, *spezifische* Aufgabe eines marxistischen Literaturkritikers, die Methode – also die schöpferische Methode! – ausführlich zu analysieren. Tut er dies nicht, so bleiben alle Berufungen auf Wirklichkeit, auf Tatsachen (nicht zu reden von der „funktionellen Bedeutung“) Phrasen, sie bringen uns keinen Schritt unserem *spezifischen* Problem näher.

EINE „RADIKAL“ NEUE KUNST

Ein solcher „Praktizismus“, dessen Folge die einseitige und ausschließliche Betonung der Agitation, die Vernachlässigung der Propaganda und das Verhöhnern der methodologischen Untersuchungen ist, geht aber durch die Abhandlung des Genossen Ottwalt wie ein roter Faden durch. Er hält die [17:] Literatur für eine Art Reserve, die eingesetzt werden muß, „an dem Punkt der Klassenkampffront, wo Massenbroschüren versagen, Hausagitation für unzumutbar gehalten wird, wo besondere psychologische Forderungen zu berücksichtigen sind.“ Damit hängt es wohl in erster Reihe zusammen, daß Ottwalt die „funktionelle“ Bedeutung der Literatur im Klassenkampf auf das „tagesmäßig“ Aktuelle einengt und nicht bemerken will oder kann, daß gerade die *gegenwärtige Entwicklungsstufe des Klassenkampfes der proletarisch-revolutionären Literatur höhere Aufgaben stellt*: Werke zu schaffen, die die grundlegenden Entwicklungstendenzen der ganzen Periode zusammenfassen, die, ohne das Aktuelle zu vernachlässigen, auch die dauernden, bleibenden, wirklich typischen Züge der Periode berücksichtigen, – *das große proletarische Kunstwerk*. Und diese Forderung steht, wenn richtig, marxistisch gestellt, keineswegs im Gegensatz zu den Bedürfnissen der Agitation. Im Gegenteil: je höher das Niveau – das theoretische. Niveau im Erfassen, das literarische Niveau im Gestalten der Entwicklungstendenzen – ist, desto besser wird auch die Agitation werden; während die einseitige, „praktizistische“ Beschränkung auf Agitation auch das Niveau der Agitation selbst hinuntersenkt und damit ihre Durchschlagskraft vermindert.

Marx, den wohl auch Ottwalt weder für einen einseitigen Aesthetiker, noch für einen dem Klassenkampf entfremdeten Theoretiker halten wird, geht aber soweit, daß er sogar die Wirkung von Kunstwerken, die in ganz entfernten Perioden geschaffen worden sind, untersucht. Er beschäftigt sich – man stelle sich vor! – sogar mit Homer. Und er versucht, die Gründe aufzudecken, warum „sie für uns noch Kunstgenuß gewähren und in gewisser Beziehung als Norm und unerreichbare Muster gelten.“ (Zur Kritik der politischen Oekonomie XLIX.) Das ist freilich eine höchst ketzerische Anschauung des alten Marx. Er ist eben, – wie es auch Lenin Klara Zetkin gegenüber äußerte, – ein „Barbar“, der mit der: „neuen Kunst“ nicht mehr Schritt halten kann. Diese Gegenüberstellung ist nicht als

Scherz gemeint. Denn Marx, Engels und Lenin haben wiederholt vom Kunstgenuß gesprochen, während die „neue Schule“ darin einen gänzlich überwundenen, bürgerlichen Begriff erblickt. Ich führe eine bezeichnende Stelle von Ottwalt an.

„Denn das Ziel dieser Arbeiten ist die Gestaltung, das Streben nach einem abgeschlossenen, in sich ruhenden und in sich vollendeten Kunstwerk, vor dem der Leser sich automatisch in einen Genießer verwandelt, keine Folgerungen zieht und sich mit dem, was da ist, begnügt, mit der emotionellen Erregtheit, mit der sanften Genugtuung, ein schönes Buch gelesen zu haben.“

Das entspricht ganz genau der Gegenüberstellung, die Bert Brecht zwischen altem und neuem Theater macht; jenes: „ermöglicht dem Zuschauer Gefühle, Erlebnis, der Zuschauer wird in etwas hineinversetzt“; dieses „erzwingt von ihm Entscheidungen“, gibt ein „Weltbild“, der Zuschauer wird „gegenübergesetzt“. Mit einem Wort: die „neue“ Kunst bedeutet einen *radikalen Bruch* mit allem Alten. Denn in der alten Kunst werden „die Empfindungen konserviert.“ (Brecht); „In einer dichterischen Wirklichkeit werden eben nur ästhetische Folgerungen gezogen, nicht praktische.“ (Ottwalt); „Kann man das Werk dieses Mannes (Balzac) Propaganda nennen?“. (Upton Sinclair) usw. Es wäre natürlich unzureichend, uns damit zu begnügen, gezeigt zu haben, daß die Anschauungen des Genossen Ottwalt sich im *diametralen Gegensatz zu den Anschauungen von Marx, Engels und Lenin befinden*. Es muß noch kurz gezeigt werden, daß sie unhaltbar sind. Vor allem beruhen sie auf falschen, willkürlichen, der objektiven Wirklichkeit nicht entsprechenden Konstruktionen. Denn erstens ist es unrichtig, daß „Kunstgenuß“ überhaupt und aktive, propagandistische Wirkung einander ausschließende Gegensätze wären. Das kann man nur sagen, wenn man einfach die heutige, gänzlich parasitär gewordene Bourgeoisie mit allen früheren Klassen, von den athenischen Polisbürgern bis zu den puritanischen Bürgern der englischen oder den jakobinischen der [18:] französischen Revolution identifiziert. Denn erst dann könnte man behaupten, daß ihre *gestaltenden* Dichter – und die alten Dichter haben wahrlich gestaltet –, die ihnen „Kunstgenuß“ gewährten, sie vom Handeln abgelenkt, zum gefühlvollen Müßiggang verleitet hätten.

Aber neben diesem unhistorischen, unkritisch verallgemeinernden Grundzug hat die Antigestaltungstheorie noch einen theoretischen Fehler, der ganz klar ihren undialektischen Charakter enthüllt. Ottwalt sagt: „Unsere Literatur hat nicht die Aufgabe, das Bewußtsein des Lesers zu *stabilisieren*, sondern sie will es verändern“. Auch Brecht stellt dem „unveränderlichen Menschen“ des alten Theaters den „veränderlichen und verändernden Menschen“ des neuen gegenüber. Ist das richtig? Ich glaube nein. Wenn wir die Klassenkämpfe konkret betrachten und uns nicht mit sozialdemokratischen oder liberalen Schablonen von „Reaktion“, „Friedhofstille“ etc. begnügen, so müssen wir klar sehen, daß die ökonomische und politische Lage *einer jeden Klasse* sich ununterbrochen verändert, daß deshalb *eine jede Klasse* – bei Strafe des Untergangs – stets gezwungen war, das Bewußtsein ihrer Mitglieder und das der von ihr beeinflussten Mitglieder anderer Klasse *ununterbrochen zu verändern*. Es muß doch jeder, der nicht blind ist, sehen, daß etwa die Ideologie des Zentrums oder der Deutschnationalen Partei keineswegs mit der Vorkriegsideologie des Zentrums oder der Konservativen identisch ist. Bestimmte Klasseninteressen sind selbstredend die gleichen geblieben; es gibt eben Interessen, die für ganze Perioden gelten. Aber einerseits haben diese Interessen selbst große Wandlungen durchgemacht, andererseits müssen dieselben Interessen unter veränderten Umständen verändert durchgesetzt werden. Soll also das Bewußtsein des heutigen Bürgers „konserviert“ werden, so muß es ununterbrochen *verändert* werden; freilich so, daß Art, Inhalt, Richtung, Tempo etc. der Veränderung einer Klassenentwicklung entsprechen, die wirklich „konservierend“ ist: die nämlich unter veränderten Bedingungen mit veränderten Mitteln die kapitalistische Ausbeutung aufrecht erhalten will. Wenn Genosse Ottwalt hier eine gesuchte Paradoxie finden würde, so bitte ich ihn vorerst die Frage der Dialektik von Ruhe und Bewegung bei Hegel, Marx, Engels und Lenin zu studieren, und dann historisch nachzusehen, wie wenig jemals ein „Erhalten“ wirklich ein starres Konservieren, eine „Restauration“ die unveränderte Erneuerung des Restaurierten gewesen ist. Zum Beispiel die englische Restauration der Stuart nach Cromwell, der Bourbonen in Frankreich nach Napoleon I.

Diese Theorie glaubt offenbar, sich auf die bekannte letzte Feuerbachthese von Marx stützen zu können: auf die Gegenüberstellung von „Interpretieren“ und „Verändern“ der Wirklichkeit, als Tren-

nungsstrich zwischen alter Philosophie und dialektischem Materialismus. Aber die Gegenüberstellung, wie sie hier gefaßt wird, ist mechanisch und verfälscht den wirklichen Sinn der Marxschen These. Die Vorstellung, als ob man – vor Marx – *nur* „interpretiert“ hätte, und wir seit Marx *nur* verändern würden, ist eine oberflächliche Vulgarisierung der Anschauungen von Marx, wodurch sowohl das Dialektische, wie das Materialistische verloren geht. Wie hätten die Menschen vor Marx überhaupt leben können, wenn sie in einer Wirklichkeit, die sich stets verändert, sich so „verhalten“ hätten, wie unsere neueste Literaturtheorie dies mißverständlich meint? Selbstverständlich gab es also ein „*Verändern*“ der Wirklichkeit und damit notwendigerweise auch des Bewußtseins, eine Praxis auch vor Marx. Aber – und dies ist das Wichtigste – mit „falschem Bewußtsein“ (Engels). Marx, der gleich in der ersten Feuerbachthese darauf hinweist, daß, infolge der Einseitigkeit des alten philosophischen Materialismus, „die *tätige* Seite, im Gegensatz zum Materialismus, vom Idealismus entwickelt wurde – aber nur abstrakt“ (also: mit falschem Bewußtsein), gibt auch die richtige Darlegung dieses Zusammenhanges und seiner Gründe. Er schreibt im Feuerbach-Abschnitt der „Deutschen Ideologie“: „Die Teilung der Arbeit wird erst wirklich Teilung von dem Augenblick an, wo eine Teilung der materiellen und geistigen Arbeit eintritt. Von diesem Augenblicke an *kann* sich das Bewußtsein wirk-[19:]lich *einbilden* (dieses Wort von mir gesperrt. G. L.), etwas anderes als das Bewußtsein der bestehenden Praxis zu sein ...“ (Gesamtausgabe, V 21.) Die grundlegende Wendung, die Marx hier vollzieht, ist also nicht, daß er an die Stelle von „Nichtpraxis“ die „Praxis“ stellt – das hieße Hegel an Idealismus weit übertrumpfen – sondern daß er die Möglichkeit, die die Klassenlage des Proletariats objektiv mit sich bringt, die bisher „unbewußte“ oder, „falsch bewußte“ Praxis in eine bewußte Praxis, in eine Praxis mit richtigem Bewußtsein zu verwandeln, erkennt. Die starre Gegenüberstellung der beiden Perioden, die – ungeklärt, unbewußt, – den Anschauungen Ottwalts und seiner Mitstreiter zugrunde liegt, muß, zu Ende gedacht, sowohl zu mechanistischen, wie idealistischen Konsequenzen führen.¹

DAS ERBE

Ich mußte hier auf die philosophischen Wurzeln dieser Anschauungen etwas näher eingehen, denn sonst blieben die entscheidenden theoretischen Thesen des Genossen Ottwalt ganz unverständlich. Ich meine damit zunächst die Frage des Erbes. Ottwalt sagt in seiner Erwiderung:

„So spielt beispielsweise für uns die Frage des ‚Erbes‘ bei weitem nicht diejenige Rolle, wie in der Union. Einfach aus dem. Grunde, *weil die die wir zu ‚beerben‘ haben, einstweilen noch leben*; weil uns die bürgerlichen Ideologien des Klassizismus und der Humanität in täglichem Kampfe entgegentreten, nicht als totes ‚Erbe‘, sondern als lebendige Elemente der Reaktion.“

Auch dies ist ein wahrer Rattenkönig von theoretischen Irrtümern. Das mechanische Festhalten an der juristischen Form der Analogie fällt gleich auf. Hinter dieser Formfrage steckt aber sehr Wesentliches. Denn in Ottwalts Augen ist das Erbe eine tote „Erbmasse“, die gegenwärtig die Bourgeoisie besitzt und die wir – erst *nach* ihrem Tode – von ihr „erben“ werden. Ottwalt übersieht, daß, wenn Marx und Engels seinem Rezept gefolgt wären, der dialektische Materialismus überhaupt nie entstanden wäre; er übersieht auch, daß die Geschichte der proletarischen Ideologie *von Anfang an*, auch ein Kampf um jene Elemente, Tendenzen, Errungenschaften der bürgerlichen Entwicklung gewesen ist, die geeignet waren, vom Proletariat dialektisch umgearbeitet, „umgestülpt“, „aufgehoben“ weitergeführt, fortentwickelt zu werden; die *nur* das Proletariat imstande ist, fortzuführen; die in den Händen der Bourgeoisie – wenn gebraucht – ins Reaktionäre *rückentwickelt* werden. Er muß deshalb übersehen, daß dieser Kampf desto energischer weitergeführt werden muß, je weiter sich die revolutionäre Arbeiterbewegung entwickelt, vor je höhere Aufgaben sie gestellt wird. In diesem Sinne spricht Engels am Schluß seiner Feuerbachbuches von der deutschen Arbeiterbewegung „als Erbin der klassi-

¹ Ich fühle mich umso mehr verpflichtet, gegen diesen Fehler scharf aufzutreten, weil er, freilich von philosophisch anderen Ausgangspunkten ausgehend, auch in meinem Buch „Geschichte und Klassenbewußtsein“ (1923) eine Rolle spielt. Meine damalige fehlerhafte Anschauung hat dieselben sozialen Gründe gehabt, wie die jetzigen Fehler Ottwalts: mangelhaftes Verwachsensein mit der revolutionären Arbeiterbewegung und *darum* Starrheit der Methode: Abrutschen aus der materialistischen Dialektik in Idealismus oder Mechanismus (oder in beide).

schen deutschen Philosophie“. In diesem Sinne hebt Lenin wiederholt mit größtem Nachdruck den Zusammenhang von Marx' Denken mit der klassischen Philosophie und Ökonomie hervor (z. B. Karl Marx Werke Bd. XVIII.14) und sieht die Stärke des Marxismus gerade darin, daß er die „wertvollsten Errungenschaften des bürgerlichen Zeitalters durchaus nicht ablehnte“, sondern im Gegenteil sich aneignete und verarbeitete. (Thesen über Proletkult, XXV 510) Ottwalts Anschauung enthält also einen dreifachen Fehler. Erstens verzichtet er, mit dem Verzicht auf das Erbe, auf die wirkliche Entfaltung aller Elemente [20:] der proletarischen Kultur, ja selbst auf den Kampf um diese Elemente der proletarischen Kultur vor der Machtergreifung des Proletariates. (Berührungen mit Trotzki's Kulturtheorie.) Zweitens überläßt er kampflos das ganze Erbe der Bourgeoisie, indem er es, unbesehen, so hinnimmt, wie es in den Händen der Bourgeoisie, von der Bourgeoisie *verfälscht, erst wirkt*: als „lebendige Elemente der Reaktion“. Drittens läßt er demzufolge die proletarische Literatur – und da diese nur ein Teil der proletarischen Kultur ist, auch die Kultur – ohne Verbindung mit der Vergangenheit aus dem Nichts entstehen. Er vertritt damit eine ähnliche Richtung, wie seinerzeit der Proletkult („eine besondere, eigene Kultur auszuklügeln“ Lenin a. a. O.) Daß diese „besondere eigene Kultur“ nur in der Einbildung ihrer Urheber wirklich aus dem Nichts entsteht, versteht sich von selbst. In Wirklichkeit nährt sie sich, – abgeschnitten vom großen Strom der revolutionären Entwicklung und Tradition – von den ideologischen Abfallsprodukten der niedergehenden Bourgeoisie (Neomachismus etc.).

Dieses – unbewußt übernommene – Erbe ist viel größer, als man es gewöhnlich annimmt. Freilich wäre zur Aufdeckung dieses Erbes ebenfalls eine gründliche marxistische Durchforschung der Literatur, Literaturtheorie, Philosophie der letzten 50-60 Jahre notwendig, wozu heute noch nicht einmal die Vorarbeiten begonnen sind. Ich muß mich also bezüglich der Antigestaltungstheorie auf einige Andeutungen beschränken. Von der gesellschaftlich-inhaltlichen Seite beginnt Zola in seinen theoretischen Schriften diese Fragen aufzuwerfen, freilich – entsprechend der damals noch viel unentwickelteren Lage – in einer wenig entschiedenen Weise. Denn einerseits enthält zwar die Theorie des Experimentalromanes bereits Elemente der Reportageform gegenüber der Gestaltung, andererseits versucht Zola noch sehr stark, die Kontinuität mit dem realistischen, gestaltenden Erbe (Diderot, Balzac) aufrecht zu erhalten und seine eigene Praxis als Weiterentwicklung dieses Erbes zu fassen. Die Verzweigung des gestaltenden Realismus der Aufstiegsepoche der Bourgeoisie befand sich nämlich damals noch in ihren Anfängen.¹ Flaubert, Goncourt, auch noch Maupassant, bei denen die Richtung der subjektivistischen Umwandlung des Realismus in Frankreich ihren Anfang nimmt, sind selbst noch mehr oder weniger stark mit dem alten Realismus verbunden, mehr oder weniger Uebergangserscheinungen. Erst später (Bourget, Huysmans) tritt die ganz entschiedene subjektivistisch-psychologistische Tendenz zutage. Dagegen verwirft schon Upton Sinclair, auch wenn er an Zola selbst anzuknüpfen meint, die Gestaltung; seine Beziehungen zu den großen realistisch gestalterischen Qualitäten von Zola sind bereits sehr lose.

Diese Entwicklung, die selbstverständlich viel eingehender als in einer solchen rohen Skizze und im Zusammenhang mit der Niedergangsperiode der Bourgeoisie studiert werden müßte, reicht aber zur Erklärung der Antigestaltungstheorie in Deutschland nicht aus. Denn neben dieser sozial-kritisch-inhaltlichen Seite muß auch eine – dekadent-bürgerliche – formale Tendenz berücksichtigt werden. In Deutschland trat sie am prägnantesten auf dem Gebiete der Kunstgeschichte auf. Wilhelm Worringer – der später für die Ausbildung der expressionistischen Kunsttheorie sehr bedeutsam wurde, – stellte „Abstraktion und Einfühlung“, als zwei grundlegende „Verhaltensarten“ der Kunst gegenüber fest; wobei seine Darstellung der „Einfühlung“ sich aufs [21:] allerengste mit der Darstellung der „herkömmlichen Romanform“ (Ottwalt), der „aristotelischen Dramatik“ (Brecht) berührt. Und

¹ Nur wenige Worte darüber, was Genosse Ottwalt über die Rolle der Wissenschaft sagt. Für die großen Vertreter der Gestaltung war es selbstverständlich, die höchsten Ergebnisse der Wissenschaft ihrer Zeit gestaltet in ihre Werke einzubeziehen (Fielding, Goethe, Balzac etc.) Gerade um Zola herum, auch bei ihm selbst, fängt die Wissenschaft an, ein *unorganischer* Bestandteil der Literatur zu werden. Ottwalts Beispiel: „Die Gespenster“ von Ibsen, zeigt dies ganz klar: die Vererbungstheorie wird in inhaltlich mehr als zweifelhafter Weise übernommen, um formell *mythologisiert* zu werden, um einen in der Wirklichkeit nicht existierenden mechanischen Fatalismus auszudrücken.

auch die Nebeneinanderstellung der beiden Tendenzen ist nur scheinbar: schon Worringer kämpft *gegen* die Kunst der „Einfühlung“ und gewinnt *gerade dadurch* eine Bedeutung für die damals aktuellen Richtungskämpfe in Kunst und Literatur. (Auch hier wäre eine ausführliche Geschichte notwendig. Die Theorie Worringers, die Erneuerung der Gotik und – hauptsächlich – der orientalischen Kunst, stammt einerseits unmittelbar vom Wiener Kunsthistoriker Alois Riegl, ist andererseits von der praktischen – antigestalterischen – Anknüpfung an die orientalische Kunst, von der Japanimitation bis zur Negerplastik, mitbestimmt.) Von hier aus läuft über „Expressionismus“, „neue Sachlichkeit“, eine – freilich nicht gerade, aber bei allen Umwegen doch verfolgbare – Linie bis zur neuesten Theorie des Nichtgestaltens.

In dieser Entwicklung äußern sich, zweifellos die wachsende Stärke, ideologische Höhe und Anziehungskraft der revolutionären Arbeiterbewegung, speziell in Deutschland. Während nämlich der Expressionismus, von der revolutionären Welle der unmittelbaren Nachkriegszeit erfaßt (teilweise bereits vom revolutionären Widerstand der Arbeiterklasse während des imperialistischen Krieges beeinflusst), es nur zu einer scheinrevolutionären „Menschheitsdichtung“ brachte, die mit dem Zurückfluten der revolutionären Welle wieder in Bürgerlichkeit versandete, ist hier ein viel ernsterer Versuch vorhanden, sich mit den Problemen der proletarischen Revolution auseinanderzusetzen. Der energischere und gründlichere revolutionäre Aufschwung, der auf die relative Stabilisierung, die eine Wiederannäherung der linken Intelligenz an die Bourgeoisie (neue Sachlichkeit) mit sich gebracht hatte, folgt, erzwingt nun bei diesen Schriftstellern ernste Auseinandersetzungen mit den Inhalten der proletarischen Revolution. Da aber diese Inhalte bei ihnen, trotz einer anerkennenswerten Konkretisierung, doch noch immer abstrakt bleiben, nämlich unmittelbare Oberflächenerscheinungen und nicht die objektiven treibenden Kräfte der Revolution, bleibt auch ihre revolutionäre Gesinnung abstrakt: Predigt, „Tendenz“. (Man denke an Brechts „Maßnahme“, wo die strategisch-taktischen Probleme der Partei in „ethische Probleme“ verengt werden.) Von diesem weltanschaulichem Ausgangspunkt ist eine *Gestaltung* der – unerkannten – treibenden Kräfte nicht möglich. Es ist also nur allzu verständlich, daß diese Schriftsteller *formal* an die oben skizzierte schöpferische Methode anknüpfen und diese, den veränderten Umständen entsprechend umgemodelt, als etwas „radikal“ Neues verkünden. Ottwalts Ablehnung des Erbes steht also theoretisch wie praktisch auf sehr schwachen Füßen. Seine Selbsttäuschung infolge der ungeklärten theoretischen Grundlagen zeigt sich ganz deutlich darin, daß er einerseits nicht bemerkt, daß jener „Onkel“, dessen Tod wir zu erwarten hätten, um ihn zu beerben, bei unserem wirklichen Erbe wirklich tot ist: nämlich das *revolutionäre* Bürgertum. Andererseits aber tritt er das Erbe eines vorläufig lebenden „Onkels“ an: nämlich der *dekadenten* Bourgeoisie der imperialistischen Epoche.

TATSACHE, TOTALITÄT UND GESTALTUNG

Genosse Ottwalt glaubt die Frage sehr präzise gestellt zu haben, wenn er sagt, daß der Arbeiter die Realität, selbst in literarischer Einkleidung, ganz konkret erfassen will, daß er bei der Alternative: „Tatsache oder dichterische Gestaltung“ sich unbedingt für die Tatsache entscheidet und aus praktischen Notwendigkeiten entscheiden muß. Die Sache ist leider längst nicht so klar, wie Ottwalt meint. Erstens ist *seine* Alternative schief, denn er meint gar nicht Tatsache oder Gestaltung, sondern Tatsache oder *Psychologie*. Daß ich hier Genossen Ottwalt kein Unrecht tue, zeigt, daß er wenige Zeilen weiter Tolstoi mit Jakob Wassermann gleichstellt. Das heißt einen wirklichen Gestalter, der aus dem Sein seiner Gestalten ihr Bewußtsein herausentwickelt, mit einem subjektiven Idealisten, für den das Bewußtsein das Sein bestimmt. Und auch [22:] diese Verwechslung ist nicht zufällig, sondern ein – unausgesprochenes, vielleicht unbewußtes – Dogma der Richtung, der Ottwalt angehört. So sagt der hier sicher kompetente Tretjakow ironisch-polemisch: „Was an einem Schriftsteller geschätzt wird, das ist ja sein Vermögen, ‚in den Herzen zu lesen‘ (also: Psychologie! G. L.), nicht aber sein Wissen auf dem Gebiete der kollektivistischen Theorie und Praxis“ (also: Ottwalts Tatsache). Indem also Ottwalt aus seiner Alternative die dialektisch-materialistische Gestaltung einfach wegläßt, feiert er einen billigen – nur etwas verfrühten – Triumph. Die Antwort auf seine Alternative muß lauten: weder – noch; tertium datur: es gibt noch ein *Drittes*!

Gen. Ottwalt befindet sich ferner im Irrtum, wenn er die Marxsche Auffassung der Realität mit seinen „Tatsachen“ identifiziert. Lenin führt in seinen Hegelstudien folgenden Satz Hegels an: „Es erhellt indes sogleich, daß dies ein Verkehren der Dinge ist, und das Erkennen, welches die Dinge nehmen will wie sie *sind*, hierbei mit sich selbst in Widerspruch gerät.“ Lenin nennt diese Bemerkung „sehr richtig“ und verweist auf das „Kapital“. Dort spricht Marx davon, „daß in der Erscheinung die Dinge sich oft verkehrt darstellen“ und weist dies an der Hand einer Reihe von der Oekonomie dem Alltagsleben entlehnten Kategorien („Tatsachen! Tatsachen!“) wie „Preis der Arbeit“ nach (Lenin: „Aus dem philosophischen Nachlaß“ 161, Kapitel I. 499). Darum sagt Lenin: „Dadurch, daß das Denken vom Konkreten zum Abstrakten aufsteigt, entfernt es sich – wenn es richtig ist – nicht von der Wahrheit, sondern kommt ihr näher. Die Abstraktion der *Materie*, des *Naturgesetzes*, die Abstraktion des Wertes usw., mit einem Wort: *alle* wissenschaftlichen (richtigen, ernst zu nehmenden, nicht unsinnigen) Abstraktionen spiegeln die Natur tiefer, getreuer, *vollständiger* wider. Vom lebendigen Anschauen zum abstrakten Denken und von *diesem zur Praxis*, – das ist der dialektische Weg der Erkenntnis der Wahrheit“ (a. a. O. 89). Indem Ottwalt das Zwischenglied zwischen Tatsache und Praxis, die Erkenntnis der objektiv wirkenden dialektischen Gesetze außeracht läßt und „Tatsache“, d. h. in ihrer Gesetzmäßigkeit noch nicht erkannte *Oberflächenerscheinung der unmittelbaren Wirklichkeit* ohne die notwendigen Vermittlungen mit der Praxis verknüpft, verkrüppelt sich bei ihm die Praxis zum bloßen „Praktizismus“. Dasselbe Außerachtlassen der entscheidenden dialektischen Vermittlungen veranlaßt Ottwalt, die Totalität mit der Summe der „Tatsachen“ (in seinem Sinne) zu verwechseln. Er sagt: „Es ist eine Selbstverständlichkeit, daß das Justizwesen nicht als Gesamtprozeß gestaltet werden kann. Dazu gehörte nämlich nichts anderes als ein *Kompendium einer materialistischen Rechtsgeschichte* in Romanform zu geben.“ Selbstverständlich hat diesen Unsinn niemand von ihm verlangt. Nach seinen Forderungen könnte man über Totalität praktisch nie sprechen, denn Totalität könnten allenfalls nur Enzyklopaedien, Lexika etc. geben. Auch hier ist der Standpunkt der Marxisten ein diametral entgegengesetzter. Man denke an die Bestimmung, die Lenin in „Was tun?“ vom „sozialdemokratischen“ (lies heute: kommunistischen) Klassenbewußtsein gibt. (Wk IV II 206.) Oder an seine Ausführungen über die Gewerkschaftsfrage (1921). „Um den Gegenstand wirklich zu erkennen, muß man alle seine Seiten, alle Verbindungen und Vermittlungen erfassen, erforschen. Wir werden dieses niemals vollständig erreichen, aber die Forderung der Allseitigkeit bewahrt uns vor Fehlern, vor Erstarrung.“ Es ist zwar schrecklich, aber eine Tatsache, daß Genosse Lenin bei einer so eminent praktischen Frage es für notwendig hielt, auf die Grundprobleme der Dialektik zurückzugehen. Wir schöpfen daraus Mut und fügen noch hinzu, daß Marx und Lenin uns genau den Weg gewiesen haben, wie man – trotz der Unvollständigkeit unserer Erkenntnisse – doch dieser Forderung der Erkenntnis der Totalität nachkommen kann. Marx spricht oft von dem „übergreifenden Moment“, der in einem dialektischen Wechselverhältnis objektiv vorhanden und von Erkenntnis und Praxis herauszuholen ist; Lenin gebraucht wiederholt das schöne Bild vom „Kettenglied“, das man ergreifen muß, um die ganze Kette festzuhalten und den festen Uebergang zum nächsten Gliede der Kette vorzubereiten. Es wird jetzt also [23:] verständlich, warum ich mit Recht bei Tolstoi (obwohl dieser sich, wie ihm Ottwalt vorwirft, überhaupt nicht mit der „Zivilgerichtsbarkeit“ befaßt hat) die Totalität finde und sie bei Ottwalt nicht darum vermissem, weil er etwa die „einstweilige Verfügung“ nicht berücksichtigt hat. Tolstoi hat nämlich – so wie ich es hier hervorgehoben habe – soweit er die Besonderheit der bürgerlichen russischen Bauernrevolution zum Ausdruck bringt, das Justizwesen in lebendiger Wechselbeziehung mit dem Leben jener Klassen, als deren Unterdrückungsapparat es aktiv wie passiv fungiert, gestaltet; also: „*die Gesamtheit der Momente der Wirklichkeit*, welche sich in ihrer *Entfaltung* als notwendig erweist“ (auch ein von Lenin beifällig zitierter Satz Hegels! a. a. O. 77). Während bei Ottwalt gerade dieses bewegende, belebende, zusammenhaltende und zusammenfassende Prinzip fehlt. Und fehlen muß. Denn solange Ottwalt bewußt-programmatisch bei der „Tatsache“, d. h. bei der unmittelbar gegebenen Oberflächenrechnung stehen bleibt, muß bei ihm diese „Gesamtheit der Momente der Wirklichkeit“, die nicht auf der Oberfläche liegt, nicht unmittelbar gegeben ist, fehlen.

Jetzt ist es auch klar, warum Ottwalt glaubt, „die absolut überzeugende Behandlung dieses Stoffes (gemeint ist die Agrarkrise) muß also notwendig die hergebrachte Romanform sprengen“. Ottwalts Beispiel ist gut, denn es beleuchtet so gut wie jeden Romanstoff. Er führt aus, daß, da vor allem die

„internationale Verflechtung der Agrarwirtschaft“ dargestellt werden müßte, dies unmöglich an den Wechselbeziehungen von Menschen und Gestalten des Romans dargestellt werden könnte. Man könnte vielleicht einen altfriesischen Bauern mit dem Generaldirektor des Kalisyndikates „individuell verknüpfen“, aber die Komposition müßte schlechthin idiotisch werden, wenn jetzt noch der Manager des kanadischen Weizenpools einbezogen werden müßte. So wie er die Frage stellt, hat Ottwalt zweifellos recht. (Man denke z. B. an Werke von Ehrenburg.) *Aber die Fragestellung selbst ist falsch.* Hier liegt die bereits nachgewiesene Verwechslung von Totalität mit Summe von „Tatsachen“ zugrunde. Und jeder gestaltende „herkömmliche“ Romandichter (ein Gorki, ein Panferow) könnte Gen. Ottwalt so antworten: aber lieber Kollege, wozu brauche ich denn den Direktor des Kalisyndikates und erst recht den Manager des Weizenpools? Ich (Gorki) habe die Ausbeutung und die Unterdrückung der russischen Arbeiter, sowie ihre beginnende Auflehnung gegen sie in meinem Roman „Die Mutter“ „herkömmlich“ gestaltet und hielt es für *gänzlich überflüssig*, die Fabrikanten, den Aufsichtsrat, den Grundbesitzer, den Minister des Innern, den Zaren einzubeziehen. Ich meinte, daß *in* der Fabrik die Ausbeutung gestaltet werden konnte, und mit der gestalteten Ausbeutung zugleich die Entwicklungsstufe des damaligen russischen Kapitalismus *mit*gestaltet wurde; daß in den polizeilichen Repressalien die ganze Struktur und die ganze Niederträchtigkeit des Absolutismus zum Ausdruck kam etc. Oder: ich (Panferow) habe die *Entstehung* der Kollektivwirtschaft in einem Dorfe *gestaltet*, also den *Prozeß* und *nicht* bloß das *Resultat*, und ich hielt es für überflüssig, eine Sitzung des Polbüros, eine Beratung im Volkskommissariat für Landwirtschaft unmittelbar einzuführen. Ich meinte, wenn ich jene gesellschaftlichen Kräfte, die in Dorf und Stadt für und gegen die Kollektivierung kämpfen, wirklich umfassend gestalte, wenn ich also die „Gesamtheit der *Momente* der Wirklichkeit“ gestaltend erfasse, so habe ich in einem Wirklichkeitsausschnitt die wirklich *treibenden Kräfte* der Gesamtentwicklung und damit ihre Gesamtentwicklung selbst gestaltet. Denn auch Lenin hebt wiederholt hervor, daß Hegel recht hat, wenn er die Dialektik als „einen Kreis, der aus Kreisen besteht“, beschreibt.¹

[24:] Ich kann natürlich nicht wissen, was die Genossen Panferow oder Gorki dem Gen. Ottwalt in einem wirklichen Gespräch antworten würden. Aber es ist klar, daß ihre schriftstellerische Praxis ihm diese Antwort gibt. Und wenn ich nun – notgedrungen in etwas umständlicher Weise – wenigstens die wichtigsten falschen Voraussetzungen und Fragestellungen des Gen. Ottwalt einigermaßen entwirrt habe, so möchte ich nochmals die Schlußworte meines Aufsatzes unterstreichen: „Dieser *Kampf* gegen Ottwalts schöpferische Methode ist *kein* Kampf gegen Ottwalt. Im Gegenteil: ein Kampf *um* Ottwalt, der Versuch, dem redlich dein Proletariat zustrebenden Intellektuellen den Weg zur Arbeiterklasse zu erleichtern.“ Dieser Weg kann nur durch die Aneignung des dialektischen Materialismus, des Marxismus-Leninismus führen. Auf Grund des Marxismus-Leninismus sind kameradschaftliche Diskussionen über die verschiedenen schöpferischen Methoden notwendig und nützlich. Es muß jedoch – in aller Freundschaft, aber sehr entschieden – gesagt werden, daß die proletarisch-revolutionäre Literaturbewegung nicht gewillt sein kann, ihr mühsam erarbeitetes theoretisches Niveau darum aufzugeben, weil noch so begabte Genossen aus *ihrer Not* (aus der Schmalheit ihrer Klassenbasis) eine *Tugend* (eine schöpferische Methode und eine Literaturtheorie) machen und der proletarisch-revolutionären Literaturbewegung aufdrängen wollen.

*

EIN DEUTSCHER ZOLA?

Die Berliner Ortsgruppe des SDS. veranstaltete Ende Oktober eine Zola-Gedächtnisfeier; sie lud Heinrich Mann, Rudolf Olden, Karl August Wittfogel an diesem Abend zu sprechen ein. Heinrich Mann nahm an, lehnte jedoch zwei Tage vor der Veranstaltung seine Teilnahme ab.

¹ Ich weise hier nur auf Gorki und Panferow als auf zwei bedeutende Beispiele (ohne sie dabei in einem anderen Sinne vergleichen zu wollen), da sie eine ähnliche schöpferische Methode anwenden. Ich nahm an, daß diese Beispiele allen bekannt sind. Auf ein so hahnbüchernes Urteil, wie das, daß Panferow „die gigantische Wirklichkeit verniedlicht, romantisch heroisiert“, war ich nicht vorbereitet. Ich zitiere dieses Urteil auch ohne Kommentar.

In einer Unterredung mit dem 1. Vorsitzenden der Berliner Ortsgruppe des SDS. begründete Heinrich Mann seine Ablehnung, nicht ohne der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß „hoffentlich bald eine bessere Zeit kommen wird“, vor allem damit, daß sein Auftreten auf jener Veranstaltung die Gefahr

1. des Verlustes seiner Ehrenmitgliedschaft im SDS.,
2. des Verlustes seiner Präsidentschaft der Preuß. Dichterakademie,
3. der Wiederbelebung der gegen ihn gerichteten Angriffe der Rechtspresse

heraufbeschwöre. Die Redaktion der Linkskurve hat Axel Eggebrecht, Erich Franzen*, Ernst Gläser aufgefordert, sich zu äußern zu diesem Verhalten eines Schriftstellers, der einst als ernsthafter Kandidat für die Nachfolge Zolas in Deutschland galt.

* * *

Die Haltung Heinrich Manns gegenüber der Berliner Ortsgruppe des SDS scheint auf den ersten Blick fast unverständlich. Ist es möglich, daß ein Schriftsteller, ein Kämpfer, den Sinn seines ganzen bisherigen Lebens so jäh leugnet und geradezu vernichtet?

Bei genauer Ueberlegung muß Heinrich Manns Absage gerade den nichtkommunistischen Mitgliedern, also der Mehrheit der Opposition, schlimm, ja schrecklich erscheinen. Hatte nicht eben dieser Schriftsteller jahrzehntlang als Vorbild für alle freien geistigen Menschen in Deutschland gegolten? Und nun wurde er durch die simple Drohung einer wildgewordenen Verbands-Diktatur so flink gezähmt! War dieser Heinrich Mann nicht immer wieder Wortführer der literarischen Linken in zahllosen Gefechten gewesen? Ja, Wort-[25:]führer! Aber eben in dem Augenblick, da ein wenig mehr nötig war, als Worte, zog er sich aus der Kampflinie zurück. Und war dieser Dichter nicht der Schilderer des Untertans gewesen, des jammervollen deutschen Spießbürgers ohne Knochen und ohne innern Halt? Nun wurde er selbst auf seine alten Tage zum Untertan. Und war es auch nur die kleine, armselige Untertanschaft unter der Bürokratie der Bohner und Breuer, – war nicht die Kapitulation vor solchen Duodez-Tyrannen um so beschämender?

Ein erstaunlicher Vorgang. Ein Schriftsteller, der immer wieder die Unabhängigkeit und Ehre des geistigen Kämpfertums tönend verkündet hatte, nahm es auf einmal mit der zweifelhaften Ehrenmitgliedschaft eines Verbandes wichtiger, als mit dem Bekenntnis zur Wahrheit. Und das geschah ungefähr zur selben Zeit, wo dieser Mann in einer Berliner Synagoge eine große, öffentliche Rede hielt über das Thema: „Nach der Wahrheit leben.“ Freilich war das nur ein, wie es in den Ankündigungen hieß, religiöser Vortrag. In unserem Falle aber ging es um die einfache, klare Wahrheit der Tatsachen. Um sie zu bekennen, hätte er nicht mehr gebraucht, als ein wenig Zivilcourage. Aber es scheint, daß diese Tugend in Papendeutschland selten geworden ist.

So konnte es geschehen, daß in einem Augenblick, wo für jeden aufrechten linken Mann die Attacke von rechts zu einer besonderen Ehre geworden ist, dieser Heinrich Mann äußerte, Angriffe von links seien ihm weniger unerwünscht, als solche von rechts. Und selbst wenn er das nicht mit so dürrn Worten gesagt hat, – seine ganze Haltung hat gezeigt, daß er so denkt, jetzt, in diesem Augenblick so denken kann! Das allein ist genug, um Sinn und Bedeutung seines ganzen Lebens, das von Vielen geliebt und verehrt wurde, zu entwerten.

Es zeigt aber auch, bis zu welchem Grade der unabhängige geistige Mensch in Deutschland heute verwirrt, bedrückt, eingeschüchtert und korrumpiert werden kann. Einst hat Heinrich Mann eben jenes andere, ungeistige Deutschland, dem er jetzt allzu bereitwillig zum Opfer gefallen ist, dem Spott und der Verachtung preisgegeben. Die Waffe, die er müde, lässig, allzu vorsichtig und ängstlich aus der Hand gelegt hat, müssen wir ergreifen und weiterführen. Einer aus unsern Reihen fällt aus. Der Kampf geht weiter.

Axel Eggebrecht.

*

* Erich Franzen stellte uns die Niederschrift eines Briefes zur Verfügung, den er sogleich nach Heinrich Manns Absage an diesen richtete, ohne bis jetzt eine Antwort erhalten zu haben.

Sehr geehrter Herr Mann!

gestatten Sie bitte, daß ich – obwohl Ihnen unbekannt – einige Zeilen über die Absage Ihres Zola-Vortrages an Sie richte. Ich vertraue darauf, daß Sie einem Schriftsteller, der auch öffentlich schon für Ihre Werke eingetreten ist, die Legitimation zu einer solchen Einmischung in Ihre privaten Entschlüsse dann nicht abstreiten werden, wenn er die notwendig aus Ihrer Haltung entstehenden Folgen fürchtet und aussprechen möchte. Herr Oberschulrat Dr. Bohner hat Sie gewiß über die Bedenken aufgeklärt, die er als Vorsitzender des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller gegen Ihr Erscheinen in einer „aufgelösten“ Ortsgruppe hegt. Sie wissen vielleicht auch, daß rechtliche Zweifel an der Befugnis des Hauptvorstandes, eine mißbeliebige Gruppe aufzulösen, bestehen und gewiß gerichtlich geklärt werden müssen. Als Mitglied des Hauptvorstandes vertrate ich mit den Herren Friedrich Burschell und K. A. Wittfogel – dieser für die kommunistisch gesinnten Kollegen – die Ansicht, man könne in einem Berufsverband von Schriftstellern keine Richtung ausschließen. Ein Oberschulrat, einige Rechtsanwälte, Parteisekretäre, Geschäftsführer, sowie die Freunde des Herrn Bloem sind anderer Meinung gewesen ...

Jeder weiß, warum.

Soweit das Formale. Es ist nicht nötig, Sie weiter damit zu langweilen; die Ebene, auf der Sie den Kampf führen, ist eine andere. Der Kampf aber bleibt der gleiche. Auch diejenigen unter uns, die (wie ich) nicht Kommunisten sind, haben für den Amsterdamer Antikriegskongreß gearbeitet – ebenso wie [26:] Sie. Herr Dr. Bohner aber ist über diese Arbeit in einer Hauptvorstandssitzung „zur Tagesordnung“ übergegangen, deren Themen ich vergessen habe, außer der Aussprache über eine Geburtstagsfeier. Wir haben, wie Sie, für Karl von Ossietzky gekämpft, gegen den Wunsch von Walter Bloem. Wir sind für Veranstaltungen gegen die Zensur, gegen die Rundfunk-Kadettenschule und gegen die Verhaftung politischer Schriftsteller eingetreten, aber jene Herren, deren einziges Prestige in ihrer verbandspolitischen Hilfsstellung für die Behörden besteht, haben in größter Ruhe weiter gefeiert. Als wir schließlich baten, auf Unterstützungen einer reaktionären Regierung zu verzichten, ist die Feier auf einen Augenblick unterbrochen worden. Man hat uns „aufgelöst“ und sich wieder zu Tisch gesetzt. Ein Oberschulrat, einige Rechtsanwälte und Gewerkschaftssekretäre sowie die freiwilligen Verbindungsleute zur Reaktion erfüllen so ihre Pflicht, das deutsche Schrifttum zu repräsentieren.

Ihre Absage schafft eine unerträgliche Situation. Sie selbst werden, gewiß wider Ihren Willen, an die Seite derer gedrängt, die mit taktischen Kniffen und durch geschickten Einsatz behördlichen Einflusses alles Geistige in die Margarine der Praxis verwandeln. Herr Felix Faure, zu Zolas Zeiten Präsident der französischen Republik, nimmt seine posthume Rache.

Vielleicht hat man Sie, bei der Einladung zu diesem Abend, nicht genügend informiert. Ich würde das für einen schweren Fehler, für eine Taktlosigkeit halten. Bitte, teilen Sie mir den Vorgang mit. Dennoch bitte ich Sie auch, der Sache zuliebe auf solche Unschicklichkeiten jetzt nicht zu achten und zu der Veranstaltung zu kommen, die unter Ihrem Namen schon bekannt geworden ist.

In Verehrung

Ihr Ihnen sehr ergebener

Erich Franzen.

* * *

Wenn diese Äußerung Heinrich Manns wirklich so gewesen ist, wie sie hier behauptet hat, dann ist der Zerfall eines Dichters endgültig bewiesen, in dem vor Jahren sich der Geist und die Tat in einer für deutsche Verhältnisse selten glücklichen Mischung zu vereinigen schienen. Unheimlich wie der geistige Bankrott des Bürgertums auch seine besten Vertreter mitreißt. Heinrich Mann weigert sich über Zola zu sprechen – aus Angst, er könne seine Orden und Ehrenzeichen der „Republik“ verlieren! Aus dem Dichter des Untertan wurde – ein Untertan.

Ernst Glaeser.

*

Wenn die Fäden durch den Webstuhl gleiten,
Singen sie das harte Lied vom Weberlos –
Weberarbeit, Weberkampf und Weberleiden.
Wenn die Fäden durch den Webstuhl gleiten,
Hörst du Kampf und Schlag und Gegenstoß.

Wenn die Fäden durch den Webstuhl gleiten,
Hörst du durch den Arbeitstakt die Melodie –
Hörst du der Ludditen Schritt ganz leis von weiten,
Die zum Henker nach dem Richtplatz schreiten.
Wenn du in den Webstuhl blickst, dann siehst du sie.

Wenn die Fäden durch den Webstuhl gleiten,
Siehst du Schlesiens Webervolk im Aufstand stehn –
Doch wo Unterdrückte kühn zur Selbstwehr schreiten,
Siehst du auch des Königs Soldateska reiten
Und mit Seelenruhe über Leichen gehn.

[27:]

Wenn die Fäden durch den Webstuhl gleiten,
Und des Webers Lunge Staub und Wolle frißt –
Wenn Textilbarone durch die Gärten reiten
Und die Baumwollherren sich um Märkte streiten –
Weißt du, was ein Menschenschinder ist.

Wenn die Fäden durch den Webstuhl gleiten,
Pflücken Baumwollsklaven weißes Gold.
Reiche Damen, die die Arbeit meiden,
In den Luxuscafés ihren Duft verbreiten – –
Bis sie eines Tags der Teufel holt.

Wenn die Fäden durch den Webstuhl gleiten,
Wachsen Warenstapel bergehoch,
Doch der Weber kann sich nur in Lumpen kleiden –
Wenn die Fäden durch den Webstuhl gleiten,
Ist am Weberkittel Loch an Loch.

Wenn die Fäden durch den Webstuhl gleiten,
Der Textilbaron an neuen Lohnraub denkt.
Der Gewerkschaftsbürokrat will Kampf vermeiden.
Er ist wirtschaftsfriedlich und dient „beiden Seiten“ –
So lang der Weberkumpel ihm Vertrauen schenkt.

Wenn die Fäden durch den Webstuhl gleiten,
Die Textilproleten werden kämpfen geh'n –
Nicht Maschinenstürmer wie in alten Zeiten, –
Die den Weberelend Tod bereiten,
Proletarier sind es, die den Ausweg seh'n.

Wenn sich Weberhände hart zu Fäusten ballen,
Und die Weberfront zum Kampfe geht –
Wenn auch Reformisten in den Rücken fallen,
Und Faschisten Proletarier niederknallen – –
Reißt der Faden – – und der Webstuhl steht!

Die zwei Darbietungen, die die proletarische Bühne in dieser Saison als guten Auftakt gebracht hat, haben das große Verdienst, sofort ins Fleisch der Gegenwart zu schneiden, ihre Probleme zu packen, sie auf die Bühne zu stellen und auch die wackligen Gemüter zur Stellungnahme zwingen zu wollen. Wangenheim mit seiner Truppe 1931 nahm das innere Problem in die Hand. („Da liegt der Hund begraben“, im Schiffbauerdammtheater.) H. W. Hillers bearbeitete Bechers „großen Plan“ zu einem Chorwerk, das in den Wilmersdorfer Tennishallen seine erfolgreichen Erstaufführungen erlebte. Ist auch die proletarisch-revolutionäre Literatur bereits seit Jahren unleugbare Tatsache, vielverheißender Anfang, schließlich das einzig Interessante auf dem deutsch-sprachigen Literaturgebiet, so ist dennoch alles, was gerade unsere Bühne bietet, noch immer Pionierarbeit, der wir Liebe und Achtung entgegenzubringen haben, deren Autoren mit herzlichsten Worten zu begrüßen sind. Nicht etwa mit wohlwollender Herablassung, die auf die Schultern klopf: „Weiter, weiter, es wird schon etwas werden!“ Davon darf keine Rede sein. Wangenheim und Hillers sind Schöpfer von Format, was sie schaffen, zeigt klar, daß es nicht bloß „werden wird“, sondern schon ist. Sie verdienen, von uns nicht nur gestreichelt, sondern mit einem hohen Maß gemessen und kritisiert zu werden. Auch wenn die Bürste ein bißchen kratzt, werden sie, als gute Genossen nicht gekränkt sein.

[28:] Wir knüpfen hier nicht an den Erfolg der Werke an, der erst nachträglich mit voller Sicherheit festgestellt werden kann. Für uns ist die Frage: haben sie das heute schon Mögliche aus ihrem Thema herausgeholt, haben sie das gesteckte Ziel so weit erreicht, wie es heute mit den Mitteln, die ihnen zur Verfügung standen, erreichbar ist? Haben sie ihre Zuhörerschaft so weit beeindruckt, so viel Begeisterung und Ueberzeugung in ihnen entfacht, wie das in der heutigen objektiven Lage für Schriftsteller von gediegener Begabung, die sie beide sind, für revolutionäre Schriftsteller, die sie beide sind, möglich ist.

Wir glauben nicht, daß dies geschehen ist.

Bei beiden Darbietungen hat der Zuschauer, falls er nicht vom Standpunkt ausging: „Mein Junge, also ein Prachtkerl!“ den Abend mit dem Gefühl der Unbefriedigtheit beendet. Ging er auch mit der Absicht hin, der Bühne, den Verfassern und Darstellern zuzujubeln, so konnte ers doch nicht tun, weil das Dargebotene in ihm „nur“ – das ist nicht wenig – die Saiten gespannt, nicht aber die mit allen Nerven erwünschte klingende Melodie hervorgebracht hat. Was ist daran schuld? Das „Talent“ der Verfasser? Nein, beide sind talentiert und beide bringen ihr Talent auch zum Ausdruck. Das Thema? Nein, beide haben das richtige gewählt. Der Fehler muß anderswo liegen, sonst hätte man nicht am Ende den Eindruck: Thema und Begabung, hätten mehr hergeben können.

Wir sind der Ueberzeugung, daß der Grund des Versagens in der schöpferischen Methode liegt, in dem, wie ihre Begabung den Stoff geknetet und geformt hat. Dieses Wie, das eine Formfrage zu sein scheint, beeinflußt bis zur höchsten Spitze des Endergebnisses auch das Was, ist also gleichzeitig ein Inhaltproblem.

In beiden Werken, wie in den meisten Versuchen unserer jungen Bühnengeneration, gleichviel ob Autoren oder Regisseure, spukt das „epische Theater“, das „Lehrstück“, dessen bewußtester Vertreter, nicht nur erfolgreichster Praktiker, sondern auch folgerichtigster Theoretiker Bert Brecht ist. Er hat das epische Theater dem „dramatischen Theater“ gegenübergestellt, und den von ihm konstruierten Gegensatz in folgende Thesen zusammengefaßt:

Dramatische Form des Theaters	Epische Form des Theaters
handelnd	erzählend
verwickelt den Zuschauer in eine Bühnenaktion.	macht den Zuschauer zum Betrachter, aber
verbraucht seine Aktivität	Weckt seine Aktivität
ermöglicht ihm Gefühle	erzwingt von ihm Entscheidungen
Erlebnis	Weltbild
Der Zuschauer wird in etwas hineinversetzt	Er wird gegenübergesetzt

Suggestion
 Die Empfindungen werden konserviert
 Der Zuschauer steht mittendrin
 Miterlebt
 Der Mensch als bekannt vorausgesetzt
 Der unveränderliche Mensch
 Spannung auf den Ausgang
 Eine Szene für die andere
 Wachstum
 Geschehen linear
 Evolutionäre Zwangsläufigkeit
 Der Mensch als Fixum
 Das Denken bestimmt das Sein
 Gefühl

Argument
 Bis zu Erkenntnissen getrieben
 Der Zuschauer steht gegenüber
 Studiert
 Ist Gegenstand der Untersuchung
 Der veränderliche und verändernde Mensch
 Spannung auf den Gang
 Jede Szene für sich
 Montage
 In Kurven
 Sprünge
 Der Mensch als Prozeß
 Das gesellschaftliche Sein bestimmt das Denken
 Ration

[29:] Vielleicht sind Wangenheim und Hillers keine bewußten Schüler Brechts. Jedenfalls durchbrechen sie oft die Brechtschen Thesen, entfernen sich also hie und da von ihm, – zumindest in vier wesentlichen Punkten bleiben sie Durchführer der Brechtschen Auffassung. Sie geben statt Erlebnis „Weltbild“, statt Suggestion „Argument“, statt Wachstum „Montage“, statt Gefühl „Ratio“, oder, besser gesagt, was sie darunter verstehen. Bedauerlicherweise kann ich hier nicht grundlegend auf Brechts Thesen eingehen, es ist aber für einen dialektischen Materialisten klar, daß diese starre Gegenüberstellung der hier genannten Begriffe, soweit sie wirklich Begriffe, und wirklich Gegensätze sind, mit beiden Füßen auf idealistischem Postament steht. Man muß gar nicht lange beweisen, daß für den dialektischen Materialisten im Erlebnis schon das Weltbild steckt, das er jeweilig hat. Das Weltbild kommt nicht nur auf Grund von Erkenntnissen, sondern auch durch Erleben zustande. „Suggestion“, wenn sie nicht Hokusfokus ist, enthält Elemente der Argumentation und mein Ueberzeugtwerden durch Argumentierung ergibt sich auch infolge der „Suggestion“ durch meine Klassenlage oder meine Weltanschauung, die ich beide auch dann habe, wenn ich keine zu haben vermeine. Klar, daß in den Gefühlen Vernunftkomponenten und in der Vernunft Gefühlsfaktoren enthalten sind. Ich hielt hier die Brechtsche Terminologie ein, trotzdem sie vollkommen unrichtig, weil eklektisch ist. Der „Mensch“ mit Weltbild und ohne Erlebnis, mit Argumenten ohne „Suggestion“, mit „Ratio“ ohne Gefühl ist eine Abstraktion, ein leeres Schema, kein konkreter gesellschaftlicher Mensch, kein Klassenmensch. Auf die Bühne übertragen: ein montiertes Gebilde und kein organisch-„gewachsenes“ Geschöpf.

Verarbeite ich nur das Weltbild, das Argument und den Verstand des Menschen, dann habe ich nur sein Bewußtsein in der Hand, seine Ideologie, und es droht die Gefahr, auch wenn ich tausendmal vorgebe, sein Denken, aus dem Sein abzuleiten, daß ich es umgekehrt mache, sein Sein aus dem Bewußtsein ableite. Wangenheims „Mausefalle“ gab, obwohl auch dort zuviel Montage war, den Angestellten Fleißig nicht nur wie er denkt, sondern wie er leibt und lebt. Der Angestellte Fleißig war „gestaltet“, deshalb glaubte ich: ihm, daß er so denkt wie es Wangenheim mir schildert, deshalb waren die Diskussionen um Fleißig herum nicht willkürliche ideologische Exkursionen sondern, sozusagen, geistige Verdauungsprozesse dieser Figur, die mich interessierten, weil ich gesehen habe, was der gute Mann gegessen hat. Die Hauptfiguren des neuen Stückes von Wangenheim: Nottebohm, der Kolonialwarenhändler aus Hannover und der Hauptmann Freiherr von Gründern, sind nur montiert, können daher keine lebendigen Menschen sein, sondern: sind, ich würde mich so ausdrücken, Behauptungen Wangenheims. Sie sind keine Bäume, auf denen Früchte wachsen (die Ideologie), sie sind Stangen, auf die die Ideologie wie Transparente aufgehängt sind. Der Angestellte Fleißig lebte, wenn auch in Bruchstücken, das tatsächliche Leben des Angestellten und leitete daraus, durch Erklärungen des Gegenpartners unterstützt, die Ergebnisse, die für den Zuschauer stichhaltig, also überzeugend waren. Nottebohm wird in eine, bereits aus der Ideologie abgeleitete Handlung, die aber vom

typischen Kolonialwarenhändler tatsächlich gar nicht erlebbar ist, hineinversetzt, was sehr geistreich, mit sehr bunten und interessanten Details geschieht, und auf dieses, schon aus dem Bewußtsein abgeleiteten Sein sind die Diskussionen aufgepfropft. Dadurch ist die Ideologie vom wirklichen Sein, das nur am Anfang des Stückes angedeutet worden ist, durch doppelte Schleier getrennt. So können sehr witzige Wendungen, überraschende Pointen entstehen – und wir freuen uns außerordentlich, wenn unsere Schriftsteller nicht schwerfällig sind – aber überzeugend wirkt nur das aus dem Sein tatsächlich Folgende. Ein Beispiel: es ist eine schöne Wendung, daß der für Nationalismus schwärmende Nazihauptmann zum Schluß dem deutschen Arbeiter die Hand reichen will, und dieser ihm sagt: „Nein, Du mußt dem chinesischen Kuli die Hand geben!“ Das folgt aber aus dem Seininhalt des Stückes nicht im mindesten, denn Wangenheim zeigt nur, daß der chine-[30:]sische Kuli vom japanischen Imperialismus unterjocht ist, und nicht, daß er vom eigenen Kapitalisten, dem chinesischen ebenso ausgebeutet wird, wie vom japanischen. Daraus folgt in Wirklichkeit, daß der Nazimann Recht hat mit seiner Auffassung, es gäbe ganze Nationen, die unterdrückt seien: z. B. Deutschland, z. B. China, daher wäre in diesen Ländern, bis ich das Gegenteil auf der Bühne nicht nacherlebbar gestalte, also überzeugend bewiesen habe, die Ausschaltung des Klassenkampfes richtig. Und der Nazimann hätte in Wirklichkeit nicht dem Kuli, sondern dem „Chinesen (dem „Chinesen im allgemeinen“, den es nicht gibt) die Hand zu reichen. Wäre der Kuli bei Wangenheim nicht nur : „montiert“, sondern gestaltet, so würde aus seinem Sein für Wangenheim, der die dazu notwendige Begabung hat, klar folgen, daß der Kuli einmal einen chinesischen Herrn, das andre Mal einen japanischen, das drittemal einen internationalen Schieber in seiner Rikscha zieht. Und der Song über den, der zieht, und wer gezogen wird, wäre richtig unterbaut, könnte beweiskräftig sein, und zum geflügelten Worte werden, wie das mit manchen ausgezeichneten Songs Bert Brechts geschah, wenn diese Liedchen aus dem Munde von – trotz seines Montageprinzips – gestalteten Figuren erklangen, deren es in der „Drei-Groschen-Oper“ noch eine ganze Reihe gab.

Kurz gesagt: Es nützt mir die beste Kenntnis der besten Ideologie nichts, und es nützt mir nichts, wenn sie im Stücke „drin ist“, falls sie bloß dem Willen des Verfassers entspringt und nicht den Figuren entwächst. Aus Fleißig, dem Angestellten, ist so vieles organisch herausgewachsen, daß in der „Mausefalle“ auch die Montage nicht weiter gestört hat; im zweiten Stück Wangenheims ist alles nur Montage, so daß die (tauben) Blüten dieser schöpferischen Methode den ganzen Garten gefährden. Wangenheims Devise ist: „Die Truppe 1931 sieht ihre Aufgabe darin, die Wirklichkeit in ihren Zusammenhängen zu erfassen und darzustellen. Daher sind Zitat- und Reportage wesentliche Elemente dieser Komödie.“

Da liegt der Hund begraben. Im „daher“.

Zitat und Reportage können wesentliche Elemente sein, aber nur nachdem die Wirklichkeit in ihren Zusammenhängen auf der Bühne in gestalteten Figuren erfaßt und dargestellt ist.

Wie weit die Hillersche Bearbeitung des „Großen Planes“ unter den Thesen des Lehrstückes gelitten hat, darüber gibt im Programmheft Karl Niles, der tüchtige und befähigte Mitarbeiter Hillers folgende Auskunft:

„Ein nacktes Podium ist der einzige Schauplatz für über dreißig Bilder. Die szenischen Vorgänge müssen aus der Sprachsubstanz gestaltet werden, ohne Mogeleyen und unehrliche Behelfe. Es galt daher die Sprache, die in epischer Klarheit vom Fünfjahrplan berichtet, in ihrem rationalen Kern zu erfassen ... Die Sprachvorgänge wurden vergrößert, nicht vergrößert. Wobei die geistige Gliederung dieser Plakatierung epischer Aussagen entscheidend blieb. So vermittelt das, was als ‚Dialog‘ geblieben ist, nicht Beziehungen von Kräften, sondern Referate über Beziehungen von Kräften, und von den Faktoren der Bewußtseinsbildung bleibt wesentlich der Denkprozeß beim Zuschauer eingeschaltet. Ein intellektuelles und sachliches Pathos, fern jeder privaten Gefühlsduselei, war zu erstreben.“

Klarer kann man schon nicht mehr werden. Mir kommt es genau so vor, als wenn einer sagte: „Um einen Mann in seiner Männlichkeit richtig darzustellen, muß man ihn bloß kastrieren.“ In Niles' scharfer Formulierung handelt es sich hier ausgesprochen um die Bühne des Bewußtseins, und nicht des Seins. Hier geht es um die geistige und nicht um die sinnlich nacherlebbar Gliederung nicht etwa

gar des Stoffes, sondern der Aussagen über den Stoff. Die Beziehungen der Kräfte, die uns als Marxisten einzig interessieren, werden beiseite geschoben, und mit konsequentem Idealismus wird [31:] ausschließlich der Denkprozeß eingeschaltet. Daraus folgt eben, daß die Gestaltung prinzipiell abgelehnt ist, sie fällt mit den „privaten Gefühlsduseleien“ und dem „Dialog“ – in Anführungszeichen! – in einen Korb. Es wird im ganzen Chorwerk ausschließlich über jeweilige, bloß zeitlich aufeinanderfolgende, Bewußtseinszustände berichtet. Worauf zu antworten ist: „Liebe Genossen, ein Bericht ist ein Bericht, auch wenn er unter einem Sprecher, unter verschieden kostümierten Podiumsgestalten und einem mächtig aufgebauten Chor verteilt ist. Und Aufgabe der Bühne ist, nicht zu berichten, dazu ist das Referat da, sondern Wirklichkeitsvorgänge, also nicht etwa ‚Sprachvorgänge‘, die es gar nicht gibt, so zu gestalten, daß die tatsächlichen Triebkräfte und Zusammenhänge aus dem, was auf der Bühne getan und daran anschließend und daraus folgernd gesagt wird, dem Bewußtsein klar werden.“

Durch die folgerichtig durchgeführte (falsche) schöpferische Methode wird auch der imposante und vom Arbeiterchor Großberlin bravourös ausgeführte Chorteil in seiner Entfaltung gehindert. Auch der Chor, dieses herrliche Instrument, das in der Hand des Komponisten Karl Vollmer und des Dirigenten Julius Goldstein oft Spitzenleistungen bringt, ist statisch und unbeweglich, dadurch daß er nur berichtet, statt zu handeln oder in die Handlung einzugreifen. Ich will hier nicht lange erklären, ich werde es vielleicht praktisch zeigen, wie ein Chor handeln und dadurch eine ganz andere Wirkung erzielen kann.

Jetzt heißt es im Chorwerk:

Sprecher: Bericht über den Bau der Stadt Traktorostroj!

Chor: Wir heißen Traktorostroj / Liegen an dem Ufer der Wolga / Und bauen Traktoren / Wir werden Euch berichten / Wie es uns ergangen ist / Seit damals / Als Lenin uns träumte / Ein Floß mit Holz / Kam die Wolga herunter / Hielt aufs Ufer zu / Und wir riefen: / Wohin mit dem Holz? / Wozu / Die Werkzeuge? / Und jene antworteten: / Wir sind von der Partei / Die Arbeiterklasse / Hat uns gesandt / Wir wollen / Eine Stadt bauen! In der Steppe / Wollten sie / Eine Stadt bauen / Aber erstmal / Mußten sie lernen / Auf den Beinen zu bleiben / Wenn der Wind ging /

Das ist ein Bericht, sogar ein schöner, in einer den Hörer beeindruckenden dramatisch-lebendigen Sprache. Aber nur die Sprache ist dramatisch-lebendig, nicht der Chor und die Chorszene. Mit einem handelnden Chor, mit der Gestaltung des Berichteten, müßte der Chor ungefähr so aufgebaut werden:

Sprecher: Das Land braucht Traktoren / Um besser zu pflügen die Erde!

Schädlinge: Kauft Traktoren / Ford wird sie gerne Euch bauen / Für gute Valuta!

Kommunisten: Wir müssen unsere Traktoren / Selber erbauen / Wenn es auch schwer ist.

Sprecher: Es entsteht eine Stadt / Zum Bau der Traktoren!

Gesamtchor: Wir liegen am Ufer der Wolga / Und bauen Traktoren / Wir heißen Traktorostroj.

1. Halbchor: Genossen / Wie ists Euch ergangen / Seit damals / Als Lenin Euch träumte?

2. Halbchor: Hallo! / Ein Floß mit Holz / Kommt die Wolga herunter / Aufs Ufer zu hält es.

Frauen: Wohin mit dem Holz? / Wozu die Werkzeuge?

Männer: Wir sind von der Partei / Die Arbeiterklasse / Hat uns gesandt / Wir wollen / Eine Stadt baun!

Frauen: Nichts leichter als wollen! / Das ist hier die Steppe / Um hier eine Stadt zu baun / Müßt Ihr / Erstmal erlernen, / Auf den Beinen zu bleiben / Wenn der Wind geht.

[31:] Das Nicht-Handeln, das bloße Berichten über stationäre Zustände, die sich nicht auseinander entwickeln, sondern nur in der Zeit aufeinander folgen, wirkt sich in Podiumsszenen noch krasser aus. Die Figuren kommen, und statt zu tun und zu sagen, was sie zu tun und zu sagen haben, berichten sie meistens über ihren jeweiligen, man weiß nicht wie und wodurch entstandenen Seelenzustand. Das wird noch betont und unterstrichen durch das absichtlich Zerrissene und Gestückelte der Inszenierung. Der Sprecher meldet die Figur an, die Figur kommt, die Figur nimmt ihren Platz ein, die Figur berichtet, die Figur geht von Bühne ab.

Der Vorgang ist szenisch, mit voller Absicht, so dargestellt, wie ich es hier mit den abgehackten Sätzen tue. (Bei Brecht: „Jede Szene für sich“.)

Dadurch wird der Zuschauer, der schon geneigt wäre, das ihm durch die falsche Methode in Sprüngen Gegebene in ein sich Entwickelndes zusammenwachsen zu lassen, in diesem seinen Vorhaben künstlich gestört, die Steigerung der Wirkung wird methodisch verhindert, das Gefühl der Unbefriedigung entsteht unvermeidlich, trotz der eventuellen ideologischen Richtigkeit der Einzelstücke.

Zusammengefaßt: in beiden Darbietungen geraten die Verfasser durch ihre, bewußt durchgeführte, schöpferische Methode, welche die Grundsätze des Marxismus-Leninismus (trotzdem sie sie in einem fort im Munde führen) durch neue „Erfindungen“ zu ersetzen versucht, in eine Sackgasse, aus der sie weder ihr Stoff, noch ihre Begabung, noch die antizipierte Zuneigung einer ideologisch schon vorbereiteten Zuhörerschaft heraushelfen kann. Von dem ideologisch Unvorbereiteten rede ich gar nicht. Für ihn sind diese „Formen“ ein Hindernis, das ihn davon abhält, den „Inhalten“ auch nur um einige Schritte näher zu kommen. Die Welt, in die wir ihn einführen wollten, die keine bloße „Gedankenwelt“, sondern die Welt der wirklichen Wirklichkeit ist, bleibt ihm im schlechteren Falle fremd, im besseren exotisch. Weder das Eine, noch das andere konnte der Zweck der Uebung gewesen sein.

*

NEUE BÜCHER

E. E.KISCH IM GRÜNDLICH VERÄNDERTEN ASIEN*

Nachdem man Kischs neues Buch aus der Hand gelegt hat – was sage ich, aus der Hand gelegt! schon viel früher – weiß man: die Welt, die wir kennen, ist ein ziemlich unbeschriebenes Blatt. In diesem Falle das Stückchen Welt, das sich zwischen China, Indien und Afghanistan eingekeilt hat: die autonomen Sowjetrepubliken Usbekistan und Tadschikistan.

Es stimmt: wir haben manches über diese beiden Sowjetrepubliken gelesen, daß es dort Baumwollkollektive gäbe, daß dahin, von Sibirien kommend, die Turk-Sib-Bahn verläuft, daß Traktoren die Holzpflüge abgelöst haben ... es stimmt schon: auch im Kino haben wir verschiedenes über diese Länder gesehen, aber erst das Buch Kischs hat uns eine lebendige Vorstellung von den Umwälzungen, die in diesem mittelasiatischen Keil vor sich gehen, gegeben.

Wenn zwei Zivilisationen, wie es z. B. die europäisch-kapitalistische und die afrikanisch-naturalwirtschaftliche ist, aufeinanderprallen, so entstehen in der Regel sehr groteske Niederschläge. Wer hat noch nie einen nackten Neger mit einem verbeulten Zylinderhut auf den Kopf abgebildet gesehen? Oder: in einer katholischen Kirche Kongos singen die Neger des Sonntags „Ave Maria Mater dolorosa“ im klassischen Latein – dabei verstehen sie kaum französisch. Oder: einem schwarzen Holzfäller, der zur Arbeit in den Okoumewäldern [33:] Äquatorialafrikas gezwungen wird, wird bei der monatlichen Lohnauszahlung erklärt: dein Lohn beträgt minus 27 Francs – die Steuern sind höher als der Lohn ...

Die Europäer kommen als Herren und Kolonisatoren nach Afrika.

Auch nach Usbekistan und Tadschikistan sind Europäer gekommen. Russen. Auch hier gab es ein Aufeinanderprallen zweier Zivilisationen. Der sozialistischen und der feudalistischen. Der Abgrund, der zwischen diesen beiden klafft, ist ein noch tieferer, als in Afrika.

* Egon Erwin Kisch: „Asien gründlich verändert.“ E. Reiss Verlag. Berlin 1932.

Die Erlebnisse, die uns Kisch schildert, sind nicht weniger grotesk – sie sind es weit mehr. Bloß ist die Natur der Groteskheit hier eine ganz andere als in Afrika.

Kisch ist es gelungen, diese Legur, die aus den Formen der Tausend und einer Nacht stammen und dem neuen Inhalt der modernsten sozialisierten Maschine, in jenem Lichte zu zeigen, daß dem Leser die ganze Größe dieses phantastischen Sprunges bewußt wird.

Um aus dem Buch einiges herauszugreifen:

Kisch hört tadschistanische Bauern ein Lied singen. Er bittet sie, ihm das Lied aufzuschreiben. Ein jüngerer setzt schon den Bleistift an, dann schlägt er sich an die Stirn:

„Wir können es ja nicht mit russischen Buchstaben aufschreiben. Wir lernen nur lateinische, das wirst du nicht lesen können, Rafik (Genosse)!“

Der kurzen Rede langer Sinn: der Sozialismus gibt einem Volk, das bis heute keine eigene Schriftsprache gehabt hat, ein Alphabet, das fortgeschrittener ist als das des sozialistischen „Kolonisators“.

Da übermittelt uns Kisch den Appell des geflüchteten Bandenführers Ibrahim Beg, der im Dienste der englischen Intervention steht. (Auch das Auffinden und die Wahl des richtigen Materials gehört zu den Eigenschaften eines guten Reporters.)

„... In den Jahren 1925 und 1923 wurden Zar Nikolaus und der Emir von Buchara entthront, infolge des Gewaltstreiches von *Lenin*, *verflucht sei sein Name* ...“

Dieses „verflucht sei sein Name“, das jeder Namensnennung Lenins folgt, und die sind nicht selten, reißt es nicht das Spezifische des Klassenkampfes zwischen mittelasiatischen Feudalismus (der vom englischen Imperialismus gestützt wird) und dem Sozialismus auf!

Ein Baumwollkolchos in der Nähe Stalinabads. Eines Tages erscheint eine Abordnung von Bauern aus Afghanistan und bittet, daß man auch bei ihnen solche Kolchose einrichten möge. Da wird ihnen erklärt, daß das nicht ginge. „Was war die Wirkung. Sie machten ein Gesuch an ihren Bey in der Kreishauptstadt Masar-i-Cheriff, er möge bei ihnen auch das Sowjetregime einführen.“

Punkt. Kann man treffender in vier Sätzen folgendes sagen: 1. daß die Kollektivierung dem tadschistanischen Bauer Wohlstand gebracht hat, 2. daß diese Bauern noch keine Kommunisten sind (sonst würden sie den Afghanern erklärt haben, auf welche Art man zu den Kolchosen kommen kann – nicht durch Bittgesuche natürlich), daß sie aber 3. entschieden Anhänger des Sowjetsystems sind, das ihnen die Kolchose gebracht hat und 4., daß die propagandistische Wirkung des Sowjetgedankens auf die Völker Asiens nicht durch „Agenten“, wie das die englische Bourgeoisie in ihren Zeitungen schreibt, sondern durch wirtschaftliche, politische, kulturelle Vorteile ausgeübt wird.

Ein Gespenst geht durch Asien, das Gespenst des Kommunismus. Und das Gespenst hat auch schon in einem Teil Blut und Leben angenommen.

Wir haben die drei Stellen aus Kischs Buch nicht deswegen zitiert, um dem Leser den Inhalt des Buches näherzubringen. Wir wollten vielmehr zeigen, [34:] wie hier der Schriftsteller, der Reporter, mit knappen Mitteln auskommen kann, um das Wesentlichste zu sagen. Und noch mehr: wie die *Unmittelbarkeit* der Gestaltung von Widersprüchen, von aufgelösten und unaufgelösten, die überzeugende Kraft des geschriebenen Wortes in der Reportage verstärkt.

* * *

„Natürlich ist die Tatsache bloß die busolle (Kompaß) seiner (des Reporters, p. b.) Fahrt, er bedarf auch eines Fernrohrs: der ‚logischen Phantasie‘. Denn niemals bietet sich aus der Autopie (Augenschein) eines Tatortes oder Schauplatzes, aus den aufgeschnappten Aeüßerungen der Beteiligten und Zeugen und aus den dargelegten Vermutungen ein *lückenloses* Bild der Sachlage. Er (der Reporter) muß die Pragmatik des Vorfalles, die Uebergänge zu den Ergebnissen der Erhebung selbst schaffen und nur darauf achten, daß die Linie seiner Darstellung haarscharf durch die ihm bekannten Tatsachen (die gegebenen Punkte der Strecke) führt. Das Ideal

ist nun, daß diese vom Reporter gezogene Wahrscheinlichkeitskurve mit der Verbindungslinie aller Phasen des Ereignisses zusammenfällt; erreichbar und anzustrebbar ist ihr harmonischer *Verlauf und die Bestimmung der größtmöglichen Zahl der Durchlaufpunkte.*“

Das hat vor 14 Jahren Egon Erwin Kisch über das Wesen des Reporters niedergelegt.* Vieles hat sich seither geändert, aus dem bürgerlichen rasenden Reporter Kisch ist ein Kommunist geworden und zu dem „Fernrohr der ‚logischen Phantasie‘“ ist ein anderes hinzugekommen: das des Marxismus. Doch ist auch manches aus jener Zeit haften geblieben, und manches hat sich nicht zur Reife entwickelt. Wenn wir am neuesten Kischbuch vieles Positive zu sagen haben, dann kann das nur im Vergleich zu dem früheren Schaffen Kischs geschehen.

Da wäre die Frage der „Durchlaufpunkte“. Der revolutionäre Reporter kann in jedem Durchlaufpunkt das System, dessen Teil er ist, aufzeigen, entlarven. Aber schon die Wahl der wesentlichsten „Durchlaufpunkte“ ist ein Stück marxistischer Arbeit. Was alles hat uns Kisch in Amerika gezeigt: die Double-Kartotheken der Paramount und Charlie Chaplin, Hundefriedhöfe und die Safegewölbe einer Bank. Schön. Auch so kann dem Paradies Amerika die Larve vom Gesicht gezogen werden. Aber – offen blieb die Frage, die uns am meisten interessierte: wo sind die revolutionären Kräfte, die dieses vermeintliche Paradies in ein richtiges verwandeln werden. Wo ist das Proletariat und wie denkt es und warum denkt es noch nicht revolutionär? Auf all die Fragen blieb uns Kisch eine Antwort schuldig.

Das „Verändert“ in „Asien gründlich verändert“ läßt sich auch auf den Autor selbst beziehen. Auf den 253 Seiten führt uns Kisch wirklich durch die wesentlichsten „Durchlaufpunkte“, durch das Asien, wo der Klassenkampf gefochten und der Sozialismus aufgebaut wird. Allerdings lernen wir in erster Reihe den Klassenkampf von der heroischen Seite kennen: in den Bergen, wo gegen die Bas-matschi (Räuber) gekämpft wird. Vom zivilen, alltäglichen Klassenkampf wird uns bloß der Kampf der Haremsfrau um ihre Freiheit nähergebracht. Es wäre interessant gewesen, wenn man etwas von den Umtrieben der Muftis, der Kulaken, der Beys usw. gehört hätte. Aber, was nochmals gesagt werden soll, es sind nicht viele Seiten in diesem Buch, die man als einen Abstecher von der breiten Straße der Wirklichkeit gerne gestrichen gesehen haben würde. (So die Tigerjagd „im afghanischen Dschungel“.)

Das Verweilen an den Objekten, die zu schildern sind, befreit den Reporter von der zu starken Anspannung seiner „logischen Phantasie“. Zu diesen Objekten gehört in erster Reihe der Mensch, der Träger des Klassenkampfes. Auch in der Reportage kann uns der Klassenkampf in seiner Dialektik nicht näher gebracht werden, wenn vom Menschen abgesehen wird.

[35:] Kisch hat in seinem ersten Rußlandbuch** die Putilowwerke und den Donbaß in zwei kurzen Kapiteln von Zahlen, Maschinen (auch sozialen Einrichtungen) gezeigt. Den Arbeiter bekamen wir nicht zu Gesicht. In dem Asienbuch hingegen werden die lebenden Menschen gezeigt, die da in jenem fernen Winkel den Sozialismus aufbauen. „Ich, Hjassad Mirkulan“ – erst, wenn man dies Kapitel durchgelesen hat, wird man die Tiefe der Umwälzung, die da vor sich gegangen, ermessen können. Der Fünfjahresplan, das sind nicht mehr bloß neue Fabriken und Maschinen, das sind auch *neue Menschen*. Das ist die Hjassad Mirkulan, die Frauenleiterin der Kommunistischen Partei Tadschikistans für den Bezirk Pamir – vor einigen Jahren noch durfte kein männliches Auge ihr unverhülltes Antlitz erblicken, das ist Haknasar Turdijar, vor acht Jahren noch Basmatsch (Räuber) und heute der Vizepräsident der Sowjetrepublik Tadschikistan.

Eine der frühen Formen der Reportage ist die Reisebeschreibung. Im stillen Kämmerlein erlebte in ihnen der Leser all die Abenteuerfahrten durch die Dschungeln Zentralafrikas und die Eisfelder der Arktis. Wird Stanley Livingstone finden, wird Nansen seinen Dampfer aus der Eisumschlingung befreien? – Im stillen Kämmerlein schwitzt und zittert der Leser mit Stanley und Nansen. Nicht bloß mit dem Reporter Stanley und Livingstone, sondern mit den Menschen, die in das Abenteuer verwi-

* „Literarisches Echo“. Bd. XX, 8, Jg. 1928.

** Zaren, Popen, Bolschewiken. E. Reiss Verlag. Berlin 1927.

ckelt sind, und die in diesem Fall zufällig auch die Reporter sind, die das Ding niedergeschrieben haben. Anders wird es nach der Prägung der „Reportage“ als besonderer Literaturgattung. Das Objekt dieser Reportage ist oft keine weite, exotische Welt, sondern die Nähe, einen umgebende und manchmal doch so unbekannte: die Großstadt, die Industriestadt, der Bürgerkrieg usw. Der Leser steht zu diesen Dingen in direkter, gefühlsmäßiger Bindung. Hier prägt die Bourgeoisie die Theorie von der „objektiven Reportage“, die sich auf das Fotografieren zu beschränken hat (die Linse als das Auge des Reporters).

Es soll hier bloß von einer Form dieser Objektivierung die Rede sein, die uns hier angeht: das ist die Art, ein witziger Konferencier der darzustellenden Wirklichkeit zu sein. Der Reporter kann in diesem Fall sogar Stellung zu den Dingen nehmen, aber er entbindet den Leser von dieser Stellungnahme. Der Leser erfährt dabei manch Wissenswertes, er unterhält sich dabei, aber gepackt wird er nie. Wenn er das Buch zusammenschlägt, so ist es, als ob der Vorhang gefallen wäre – das Spiel ist aus.

Die Aufgabe des proletarisch-revolutionären Reporter ist grundsätzlich eine ganz andere. Er muß – auf höherer Stufe – auf die Reisebücher der großen Entdecker zurückgreifen. Er muß den Leser packen, für den Klassenkampf gewinnen.

Warum erzählen wir all das hier. Hat nicht Genosse E. E. Kisch in seinem Vorwort zu Reeds Buch folgenden Satz geschrieben:

„Seine Stellungnahme ist John Reeds Größe“.

Hier muß gesagt werden, daß man im früheren Schaffen Kisch sich den Eindruck des Konferierens nicht erwehren konnte. Wie wohl der Titel „Egon Erwin Kisch erlaubt sich vorzustellen: Paradies Amerika“ seine satyrische Spitze gegen die Hollywood-Kunst wendet, ein Korn von Wahrheit steckt doch in ihm: Egon Erwin Kisch stellt vor, der Leser streckt seine Beine, greift zur Zigarre (oder Pfeife) und läßt sich das Ding zeigen.

Und gerade deswegen ist Kischs neues Buch in seinem Schaffen von Bedeutung, weil er von dieser Konferenciermanier abgerückt ist. Nein, Kisch will euch, lieber Leser, nicht mehr bloß beschauen lassen, er will euch gewinnen, euch überzeugen.

Diese Wendung des Genossen Kisch, die ein Zeichen seiner Bolschewisierung ist, ist nicht das letzte an Wichtigkeit, was wir aus seinem Asienbuch herauslesen können.

Peter Bark.

*

[36:]

BERICHTE / GLOSSEN

Die „Weltbühne“ und die tschechoslowakische Gesandtschaft

In Nummer 26 vom 28. Juni der „Weltbühne“ erschien unter dem Titel „Bravo Prag“ ein Artikel, worin der tschechoslowakischen Gesetzgebung insbesondere in Frage des Abtreibungsparagraphen hohes Lob gespendet und die Novelle zu diesem Paragraphen eine „historische Tat“ genannt wurde. Dieses Gesetz „kann auch den Kommunisten radikal genug sein“ hieß es in dem Aufsatz und auf so auffallende Art ließ Herr von Gerlach seine tschechoslowakischen Gesinnungsfreunde, vor allem den sozialdemokratischen Justizminister Meißner, in seinem Blatt beweihräuchern. Daraufhin sandten einige tschechoslowakische Intellektuelle der „Weltbühne“ eine Berichtigung, worin sie den wahren Sachverhalt klarstellten, und darlegten, welche Bewandnis es mit dem „Radikalismus“ der tschechoslowakischen Regierung im allgemeinen und dieser Gesetzesnovelle im besonderen habe.

Herr von Gerlach lehnte es ab, die Zuschrift zu veröffentlichen, mit der Begründung, daß sie von „maßlosen Ausfällen“ gegen seinen Mitarbeiter nur so „strotze“. Die tschechosl. Briefschreiber wollten Herrn von Gerlach diesen Vorwand nehmen und sandten eine neuerliche Zuschrift, die sich strenger Sachlichkeit und Milde – sowohl dem Verfasser jener Glosse, als auch der tschechoslowakischen Regierung gegenüber – befleißte. Herr von Gerlach lehnte es ab, auch nur diese Berichtigung zu veröffentlichen.

Die tschechoslowakischen Intellektuellen berieten noch, wie der „Weltbühne“ beizukommen und ihren Lesern, oder wenigstens einem größeren Teil der deutschen Öffentlichkeit, der wahre Sachverhalt zur Kenntnis zu bringen wäre, als einer jener Einsender, dessen Name auch angeführt war, eine Vorladung zu der zuständigen tschechoslowakischen Polizeidirektion seines Wohnsitzes erhielt. Dort wurde ihm eine, auf dem Wege über die Landesbehörde an die betreffende Polizeidirektion gelangte Anzeige der tschechoslowakischen Gesandtschaft in Berlin vorgelegt, die die Frage aufwarf, in wiefern die betreffenden zu einer Aktion gegen den Abtreibungsparagraphen und seine Novelle berechtigt wären.

(Wir wiederholen, daß die tschechoslowakische Zuschrift in der „Weltbühne“ ebensowenig erschien – und den Einsendern postwendend zurückgestellt wurde – wie die Novelle zum Abtreibungsparagraphen bisher dem Parlament vorgelegt wurde.)

Bevor wir uns zu diesem unglaublichen Fall sachlich und meritorisch äußern, richten wir an Herrn von Gerlach die Anfrage: „Welche Fäden führen aus der Redaktion der ‚Weltbühne‘ zur tschechoslowakischen Gesandtschaft in Berlin? Und wie hat die tschechoslowakische Gesandtschaft Kenntnis von einer nie erschienenen Zuschrift tschechoslowakischer Intellektueller an die ‚Weltbühne‘ erlangt?“

J. J.

*

Kurt Hiller übt „Selbst-Kritik“

Als das „Dritte Reich“ nahe herbeigekommen war, überfiel gewisse Intellektuelle eine unerschrockliche Angst, die sie auf die verschiedenste Weise abreagierten. Dieser oder jener fuhr rasch ins Ausland, andere schlugen vorsichtige Töne an, andere vergossen bittere Zähren, denn sie sahen sich schon gehängt und gepfählt, Herr Hiller aber übte „Selbstkritik“ – an anderen, indem er in Schulkindermanier greinte: „Nur Du bist schuld“, womit er die bösen Kommunisten meint (auch damit kann man sich ja in diesen „bösen Zeiten“ ein Alibi verschaffen). Vielleicht ist es symptomatisch, daß dies Schriftchen „Selbstkritik links“ ausgerechnet in dem Verlag Lindner in Leipzig herauskam, der sich selbst als einigermaßen für – Otto Strasser festgelegt bezeichnet. Ist das vielleicht auch ein Tribut an den Nationalismus und die „neue Zeit“? Jedenfalls findet sich hier Sekte zu Sekte (man vergleiche die ausgetauschten Liebenswürdigkeiten zwischen Hiller und Paetel und als Pendant das Liebeswerben von Niekisch um die – KPO).

[37:] Kleines Pech, daß das Schriftchen just erschien, als der Erfolg schon gar nicht mehr so „unbestreitbar“ ist, die Welle schon wieder zurückflutet (woher kommt denn nun das, Herr Hiller?). Ganz mechanisch hat sich Hiller durch die Zahlen blenden lassen. Produkt einer mühsam verhüllten Panikstimmung: Hiller will aus der Tatsache, daß in dieser Krisenzeit Millionen Hitler folgten, während das Wachstum der KPD ein viel langsames ist (denn die KPD ist eben keine Seifenblase), daß sie „marxistische Psychologie“ durch diese Tatsache „aufs kläglichste ad absurdum geführt“ sei: Dabei sei „von Klassenkampf keine Spur“. Nun, Herr Hiller, von Verständnis des Nationalismus keine Spur! Nicht nur, daß Sie im Grunde eine Hegemonie der Mittelschichten anstreben (darin einig mit Paetel und Otto Strasser und anderen National- und Sozialrevolutionären), die dem Proletariat gegenüber die Führung haben sollen, und nicht erkennen, wieso der Nationalsozialismus in der Krise gerade auf die Mittelschichten zunächst faszinierend wirken mußte, verkennen Sie in bezug auf die nationalsozialistischen Arbeiter, daß es sich gerade um einen Klassenkampf handelt, nur um einen verballhorneten, irreführenden. Sie folgten nicht der NSDAP, weil sie den Klassenkampf ablehnen, sondern weil sie – trotz entgegengesetzter Redensarten – die Partei für klassenkämpferisch halten, sie lehnen nicht die KPD ab, weil sie antikapitalistisch ist (wie es beim Stahlhelm der Fall), sondern weil sie infolge der raffinierten Demagogie der Führer (Gleichsetzung von Sozialdemokratie und Marxismus, Diskreditierung des Marxismus durch die SPD, Gleichsetzung von Marxismus und Kapitalismus als Abkömmlinge des Liberalismus, Individualismus und „Materialismus“) groteskerweise die KPD für prokapitalistisch halten. Das zeigt sich doch jetzt am besten an der demagogischen Agitation der Nazis gegen Papen, Hugenberg, die DNVP und den Stahlhelm. Das ist also kein Beweis gegen die sogenannte „marxistische Psychologie“ (der Ausdruck ist lächerlich, aber wir wissen, was Sie mei-

nen), sondern nur dafür, daß Ungeschulte, die zwar objektiv gegen ihre Klasse optieren, subjektiv in ihrem Klasseninteresse zu handeln glauben, weil sie die Zusammenhänge nicht erkannten. Hier tut also ungeheure Aufklärung not. Daß hierin noch nicht genug geschah, zu dieser wahren Selbstkritik bedarf die KPD nicht Ihrer defaitistischen Unkenrufe (und „Einheitsfrontangebote“ mit dem Unterton des fanatischen Hasses gegen die Marxisten). Ueberlegen Sie lieber, wie sehr Ihr Typ zusammen mit anderen geistreichelnden Pazifisten unfreiwillig den Nationalsozialismus fördern half, Ihr Sektierertum, Ihr Nihilismus, und nicht zuletzt Ihre Rußlandhetze, die Sie hinter dem Lippenbekenntnis des Wohlwollens verbergen (man muß nur zwischen den Zeilen lesen, wie verständnislos und gehässig Sie gerade zu dem kulturellen Aufbauwerk in der Sowjetunion stehen, wie Sie höhnisch und hämisch von „Antiphilosophie“, „Proletkult“ usw. sprechen), ganz zu schweigen von dem Kommunistenhaß, der schlecht zu Ihren Einheitsschalmeien paßt und Sie sogar dazu verleitet, von der Wirklichkeit der sozialistischen Parteien zu sprechen, die dem Proletariat keinen bescheidensten Anfang von Sozialismus trotz wiederholter Gelegenheiten 1919 und 1923 gebracht habe. Hier werden – ganz nach Hitlermanier – KPD und SPD in einen Topf geworfen. Vielleicht ist die KPD auch an dem schuld, was nach dem 9. November 1918 wurde?

Dazu gesellt sich ein geradezu hysterisches Kläffen gegen den historischen Materialismus, den Hiller nie begriffen hat, den er aber in einer Weise angreift, die eines Otto Strasser und der nationalsozialistischen „Theoretiker“ würdig wäre. In einem Artikel in Heft 43 der „Weltbühne“ (bedenklich, daß dies Organ solch oberflächlichem Geschimpf die Spalten öffnet, worüber man sich noch mal besonders unterhalten muß) ergreift Hiller die „Offensive“ gegen den „Materialismus“, den er „reaktionär“ nennt und als tiefste Ursache des – „Mißerfolgs der sozialistischen Propaganda“ (!) bezeichnet. Sein Maß gegen allen Rationalismus, sein mystisches Gewäsch bringt ihn geradezu in eine Linie mit den Gefühlsromantikern, die, wie Schauwecker und Heinz, sich neulich im Herrenhaus produzierten, und wie [38:] Rosenberg, Mahraun, Otto Strasser u. a. für die nötigen Gasnebel sorgen. *Jaeger.*

*

Vampir auf nationalsozialistisch

Allen, die ihn, den Großmogul der Literatur der LEIDENSCHAFT, noch nicht kennen, soll er voral-
lererst mit einem Zitat aus einem Standartwerk, der Alraune, vorgestellt werden:

„Dann aber schlugen die Lohen, brannten himmlisch alle heißen Flammen, flogen die Brandfackeln, zündeten die Altäre, wie mit blutigen Lefzen der Wolf durch das Heiligtum sprang.

Sie umschlang ihn, preßte sich an seine Brust –

„Ich brenne,“ – jauchzte sie, „ich verbrenne –“

Da riß er die Kleider ihr vom Leibe.“ (Alraune S. 389.)

Er: Frank Braun alias *Hans Heinz Ewers*.

Also mischte er jahrzehntelang Blut mit Kot und Sperma mit Hennah in seine Alraunen, Vampire, Besessenen, Zauberlehrlinge, und wie diese Romane noch heißen, jahrzehntelang – bis ihm eines Tages ein Auserwählter seines Volkes begegnete und ihn mit einem seiner würdigen Auftrag betraute. Worüber ein halbseitiges Inserat in Nummer 235 des Börsenblattes für den deutschen Buchhandel, vom 7. Oktober 1932, besagt:

... Das gesamte vorhandene Material über Werner Wessel
und

HORST WESSEL

ist Herrn

HANS HEINZ EWERS

von den Angehörigen Horst Wessels zur Verfügung gestellt worden, der nun ein Buch über Horst Wessel auf Veranlassung von *Adolf Hitler*, dem Führer der deutschen Freiheitsbewegung, geschrieben hat.

Das Buch von Dr. Hans Heinz Ewers ist von den Angehörigen des Horst Wessel in allen Einzelheiten mit dem Verfasser durchgearbeitet, es ist nach deren Ueberzeugung ein *würdiges literarisches Denkmal für Horst Wessel* und seinen Bruder Werner ...

Und so kam es, daß der, der bisher Ivy Jefferson, einer Milliardärstochter – „Zwei Hände-lang, schmal – und so voll verbotener Sünden“, der „Tiergartenjüdin“ Lotte Lewi – „Rote Haare, grüne Augen und so schlank wie Baaltis“ – der Alraune, – der Frucht einer, mit dem Samen eines gehenkten Verbrechers befruchteten Dirne, – „würdige literarische Denkmäler“ setzte, vom FUEHRER der deutschen Freiheitsbewegung auserkoren wurde, für den Märtyrer dieser Bewegung ein ebenso würdiges Denkmal zu errichten.

Vielleicht legitimieren ihn dazu andere Eigenschaften? Vielleicht seine Stellung zum Judentum, über die er auf Seite 109 seines Vampirs schreibt:

Ein fremdes Element?! Ein Stück asiatischer Rasse?! O, das schreckte ihn (Frank Braun alias Hans Heinz Ewers) nicht! Diese Kindereien von Rassenfragen hatte man sich schon an den Schuhsohlen abgelaufen, vor dreißig Jahren schon!“

Der Mensch kann sich wandeln. Was in der Kindheit war, kann im Alter wiederkommen. Gar manche Hure ist im Alter eine Betschwester geworden. Aber – da blättern wir weiter im Vampir und schlagen Seite 102 auf:

Er goß die Gläser voll. „Trink, Lotte, trink! Auf das Vaterland!“ Sie tat ihm Bescheid: „Und auf deines!“

„Ich habe keines, glaub’ ich“, sagte er (H. H. Ewers alias Frank Braun) achselzuckend. „Was ich auch rede und tue – es ist doch Spiel nur, Lotte. Arbeit – Bewegung – Lust am Abenteuer! Aber Glaube – und Liebe zu einem Lande? Nein – nein!“ ...

Nur Narren träumen ein Nebelland.“

Wozu noch zu bemerken ist, daß dieses Gespräch zu einer Zeit geführt wurde, als Frank Braun (alias H. H. Ewers) in den Vereinigten Staaten auf Propagandatourneen für das deutsche „Vaterland“ sich befand. Heute befindet er sich auf literarischen Propagandatourneen für die „deutsche Freiheitsbewegung“.

Damals, in Amerika, wurde er (alles nach seinem Buch) dafür bezahlt. Und heute?

Bk.

*

[39:]

Der olympische Piccolo

Im Jubiläumsheftchen, das die Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger zur Ehrung *Gerhart Hauptmanns* herausgab, fällt ein Beitrag besonders auf. Durch die Inbrunst seiner Panegyrik, durch seinen Weihrauchreichtum. Er lautet:

Tiefstes Neigen des Dankes vor dem größten Mitlebenden.
Glückhaft, mit ihm in *einer* Zeit leben zu dürfen.

Er ist im wilden Gischt trüber Wellen das rettende Fanal, Trost, Hilfe, Wegbereiter, Führer, Vorbild, die letzte Manifestation des großen Dichters, der Vollender in der Reihe Homer, Sophokles, Shakespeare, Goethe.

Noch, ganz im Hiersein im Abendlichen; und doch schon von aller Mystik des großen Morgens umflössen, den *wir* nicht mehr begrüßen dürfen, in den Er aber mit der Unfaßbarkeit, Unverletz-

lichkeit, mit der großen kosmischen Kraft eines Allherzens und seines unendlichen Werkes noch hell hineinleuchten wird.

Wir können ihm nicht genug Dank und Liebe zu seinem siebzigsten Geburtstag entgegenbringen. Denn dieser Dank und diese Liebe in uns sind das Bekenntnis zum Positiven, zum Schöpferischen, zum Religiösen in einer Zeit, die, wie der dreißigjährige Krieg von Todes- und Geburtsschmerzen zerrissen, kaum mehr zu erkennen vermag, wo und in welchen Dingen sich der liebe Gott, das Urprinzip allen Seins, manifestiert.

Ich stelle mir vor, daß Gerhart Hauptmann mit Haydn, Bach, Mozart und Rembrandt schon jetzt in einem unsichtbaren Himmel vereint mit dem größten aller Meister, mit Gott, Brüderschaft getrunken hat und zu ihm und allen seinen Geschöpfen Du sagt.

Wir können uns den Hymnensänger lebhaftig vorstellen, wie er als olympischer Piccolo die Gläser nach dem Bruderschaftstrunk abräumt. Wir fragen hier bloß die Mitglieder der Volksbühne, was sie von ihrem künstlerischen Leiter – und der, *Fritz Hilpert*, ist der Autor der obigen Zeilen – denken, der sich so hundertprozentig zum Pfaffentum, zum „lieben Gott, dem Urprinzip alles Seins“ bekennt?!

*

Der Monat eines Proletarischen Buches

Durch eine Flut von Notverordnungen, durch dauernde Zeitungs- und Zeitschriftenverbote versucht die deutsche Bourgeoisie dem Proletariat den Mund zu verschließen. Durch die Einsetzung immer neuer Burgfriedenswochen, durch die Versuche, alle Versammlungen (auch schon Mitgliederversammlungen von Organisationen) zu verbieten, will sie auch diese Möglichkeiten, die werktätigen Massen zum Kampf gegen Hunger und Faschismus zusammenzuschließen, verhindern. In um so stärkerem Maße tritt die politische Broschüre, das politische Buch, die gesamte proletarisch-revolutionäre Literatur anstelle von Zeitungen und Zeitschriften, und das gesprochene Wort muß da, wo man es unterbinden will, stärker noch als vorher vom geschriebenen unterstützt werden.

Sechs Millionen revolutionärer Arbeiter und Arbeiterinnen warten in Deutschland auf das geschriebene Wort, wollen es lesen, an sechs Millionen muß es herangebracht werden, damit sie noch überzeugter für den Sozialismus eintreten, damit sie sich noch fester mit der kämpfenden Vorhut ihrer Klasse verbunden wissen.

Wir stehen wieder vor dem Monat des proletarischen Buches, der alljährlichen Offensive für unsere Literatur, die wir unter den besonderen Bedingungen dieses Jahres in zwei Richtungen unterstützen müssen.

Einmal, indem wir die Kampagne für den Monat des proletarischen Buches stärker noch als im vergangenen Jahre organisatorisch unterstützen, mit den bezirklichen und örtlichen Litstellen Arbeitskomitees gründen, Versammlungen abhalten, mit Bücherbuden und Litverkaufstrupps, die Betriebe und Stempelstellen unter Feuer nehmen, Diskussionsabende, Vorlesungen, Massenkritikabende mit Betriebsarbeitern über unsere Bücher veranstalten.

[40:] Zweitens, indem wir wieder einmal von uns aus vor der proletarischen Öffentlichkeit selbstkritisch zu unserer Literatur Stellung nehmen. Wir haben uns ziemlich hohe Ziele gesteckt: gute Streikromane, gute Bauernromane, besseres Eingreifen unserer kleinen Formen: Verse, Kurzgeschichten, Reportagen in den proletarischen Klassenkampf. Gute Lebensgeschichten von katholischen, sozialdemokratischen, indifferenten Arbeiter, antifaschistische Romane, und vor allen Dingen Hebung der Qualität unserer Literatur. Ist uns das wirklich gelungen? Der Bauernroman ist noch nicht da, der Streikroman ist noch nicht da; die kleinen Formen sind zeitweilig etwas mehr in Vordergrund getreten. Im ganzen können wir selbstkritisch von unserer Literatur nicht sagen, daß jene Ziele erreicht wären. Wir marschieren noch immer weit, weit hinten.

Freilich läßt sich das nicht alles im Monat des proletarischen Buches nachholen. Aber sicherlich werden Vorlesungen, Massenkritikabende, Diskussionen dazu beitragen, daß wir die Schwächen und Mängel unserer Literatur noch klarer herausgeschält bekommen, vielleicht hören wir gerade in diesen

Wochen deutlicher, warum unsere Romane, unsere Erzählungen noch nicht das sind, was sie sein müßten: Feuer das zündet, Wellen die fortreißen.

Ja, vielleicht trägt auch in diesem Jahre der Monat des proletarischen Buches dazu bei, daß unsere Literatur auf einen großen Anstoß nicht nur wieder ihre Verkaufsziffern verdoppelt und verdreifacht, sondern daß unsere ganze Literaturbewegung jene Breite und Tiefe erreicht, die sie haben muß, um die ihr zugewiesene Aufgabe zu erfüllen und die sie haben kann, wenn sie fester und kühner Tritt faßt im Anmarsch der Millionenmassen.

*

Lassalle, Mehring und wir

Ueber die Literaturtheorie Lassalles veröffentlicht Georg Lukacs eine ausführliche Arbeit in der Nummer 18 und 19 des „Roten Aufbau“. Lukács behandelt ausführlich die idealistische Einstellung Lassalles, die Einstellung Mehrings zu Lassalles und viele andere philosophische und literarische historisch für uns wichtige Fragen. Die beiden Hefte sind zu beziehen durch den Verlag „DER ROTE AUFBAU“, Berlin W 8, Wilhelmstraße 48.

*

Bücher für unsere Gefangenen

8000 unserer Besten leiden im Kerker für uns, 45.000, die heute noch in Untersuchungshaft sitzen, werden zum größten Teil denselben Leidensweg beschreiten. Denken wir immer daran: es geschieht für uns!

Unsere Gesinnungsfreunde erwarten von uns, daß wir ihnen helfen. Wir können es, indem wir der Roten Hilfe, der Organisation, die alle proletarisch-politischen Gefangenen *ohne Unterschied der Parteizugehörigkeit* betraut, aus unserem Bücherschrank Literatur jeder Art spenden. Außer theoretischer und unterhaltender sind Bücher zum Studium fremder Sprachen außerordentlich begehrt.

Wir wissen, daß unsere Leser ihre praktische Solidarität beweisen werden, indem sie unseren Freunden die Qual der Einsamkeit lindern helfen und Bücherspenden an die Gefangenenbibliothek der Roten Hilfe senden werden. Die Anschrift lautet: Berlin NW 7, Dorotheenstraße 77/78.

Die Linkskurve erscheint am 1. jedes Monats. Das Einzelheft kostet 30 Pfg., das Jahresabonnement 3M. Sie wird herausgegeben von Johannes R. Becher, Kurt Kläber, Hans Marcwitza, Erich Weinert und Ludwig Renn. Verantwortl. f. d. Redaktion: Johannes R. Becher, Bln.-Zehlendorf, Am Hegewinkel 18. Alle Zuschriften, Manuskripte, Anzeigen und Beschwerden an den Verlag „Linkskurve“, Berlin S 14, Alexandrinenstraße 62. Fernspr.: Jannowitz (F 7) 3633, Postscheckkonto Karl Paul Körner, Berlin 50359. Druck: Hermann Hendebett Inhaber Georg Warkuß, Berlin SW 68.